Die Literaten.

Socialer Roman

von

Ida von Düringsfeld.

Zweiter Theil.

Wien,
Herm. Markgraf
1863.

Inhalt.

Die Literaten.

Erstes Capitel.

Nach zehn Jahren.

Zwei Jahre sind vergangen. Ebenso lange hat Cäcilie getreu ihrem Programm gelebt und ist nicht abgewichen von der Bahn, die sie sich vorgezeichnet hat. Verhältnisse und Charaktere, Feindschaften und Freundschaften haben draußen in der Welt und in ihrem engeren Kreise um sie her gewankt und gewechselt, sie ist fest und still wie ein Stern dahingegangen. Auch ebenso klar. Die Nachrede hat oft wie ein Nebel zu ihr emporzusteigen versucht und hat sie nicht erreicht. Es ist ein im Ganzen unverständliches, in seinem Zweck und seinem Nutzen unbegriffenes Leben, aber kein angetastetes, kein bezweifeltes. Man tadelt sie noch, man bedauert noch, daß sie gerade diese ausgesetzte Stellung gewählt, aber man gibt zu, daß selbst diese Stellung

sich mit wirklicher weiblicher Würde, mit reiner Sicherheit behaupten lasse.

Es versteht sich, daß diese Bemerkungen nur hin und her laut werden, daß die Aufmerksamkeit sich nur zuweilen und vorübergehend auf Cäcilie richtet. Hätte sie eine weibliche Berühmtheit werden wollen, sie hätte vor Achtundvierzig auftreten müssen. Jetzt sind der Frauen, welche sich auf irgend eine Art hervorthun, zu viele geworden. Man könnte von jeder nur wenig sprechen, selbst wenn man jetzt überhaupt viel von andern Frauen spräche, als von denen, die politische Bedeutung haben, die Eugenie oder Viktoria, Clotilde oder Marie heißen. Die Politik mit ihren geographischen Metamorphosen hat einmal wieder das Feld für sich und behauptet es mit Ausschluß aller anderen Interessen. Allenfalls wird noch der Wissenschaft ihr Recht gegönnt, weil die Wissenschaft jetzt meist praktische Endzwecke hat. Das Individuum dagegen und was unmittelbar von ihm ausgeht, d. h. alles was Schöpfung genannt wird, muß sich bescheiden. Wo Länder nnd Völker fabricirt werden, kann man für ein Buch, das gedacht, oder ein Bild, das gemalt wird, nicht die Andacht der Ruhe haben, und für ein Wesen, besonders für eines ohne Gewicht in der Wagschale der Möglich-

keiten, nicht den Antheil, den man ihm aus überflüssiger Muße gewähren könnte.

So viel unter den obwaltenden Verhältnissen oder Verhältnißverschiebungen einem einsamen, stillen, weiblichen Wesen Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte, so viel hatte Cäcilie erreicht. Die „Deutsche Revue“ Wendelins war nicht nur in's Leben getreten, sondern auch bis jetzt wenigstens, am Leben geblieben, „die Amerikanerinnen“ hatten schon in ihr ein gewisses Aufsehen erregt, dann als Band noch mehr, nämlich in der Journalistik. Man erkannte das für eine Frau ungewöhnlich scharfe kritische Talent, welches sich darinnen so glänzend gezeigt hatte, vollkommen an, wie denn überhaupt der Kritik nicht länger irgend welche Voreingenommenheit gegen weibliche Arbeiten vorgeworfen werden könne, meinte Cäcilie. „Im Gegentheil,“ sagte sie zu Wendelin, der ihr einen ganzen Stoß Kritiken gebracht hatte, alle über ihr Buch und alle günstig, „ich finde, daß die Kritiker das weibliche Element in der Literatur mit einer übertriebenen Zartheit behandeln; man möchte fast sagen: sie cajoliren es.“

„Würden Sie ebenso sprechen, wenn es Ihnen und Ihren Amerikanerinnen schlecht gegangen wäre?“ fragte Wendelin.

„Das ist wieder einmal Verlegerdeutsch,“ sagte

Cäcilie lachend. Verlegerdeutsch hieß es unter ihnen, wenn Wendelin unangenehme Dinge in disharmonischen Worten äußerte.

Wendelin sah spöttisch aus. „Sie lassen sich schlimm verwöhnen. Man wird bald nur „mit gebogenem Knie" zu Ihnen reden dürfen."

Darin hatte er nicht Unrecht. Cäcilie hatte sich verwöhnen lassen. Willig und viel leichter, als man beim Beginn ihrer Schriftstellerinnenlaufbahn hätte glauben sollen. Die Selbstkritik war ihr dabei nicht verloren gegangen, sie heischte nach wie vor von sich das Beste, was sie zu leisten vermochte, aber sie glaubte auch, daß sie nur sehr Gutes leiste. In gewisser Art that sie es auch, sie hielt nie Einfälle für Gedanken, Phrasen für Sätze, sie versagte es sich oft, glänzend zu plaudern, um dafür lieber solid zu schreiben. Daß sie nie ein Wort anders als aus ihrer tiefsten Ueberzeugung schrieb, brauchte nicht erst gesagt zu werden: sie hatte den Begriff der Ehrenhaftigkeit im männlichen Sinne, was eine Frau unbedingt zu einem ungewöhnlichen Charakter stempelt. Darum strebte sie auch redlich und rechtlich nach der möglichst vollkommenen Unparteilichkeit, ein Streben, in welchem Wendelin ihr mit unbeugsamer Strenge gegen sie zur Seite stand. „Nehmen Sie sich in Acht, gnädiges Fräulein!" war ein

Wort, welches sie häufig von ihm hörte, wenn sie ihre erste Empfindung über ein neues Buch laut werden ließ und ihm zugleich die Kritik, die sie beabsichtigte, in den Hauptpunkten mittheilte.

In ihren guten Stunden sagte sie dann: „Gut, ich werd' es noch einmal lesen," und die Kritik, welche sie darauf schrieb, war sicherlich milder als die, welche sie ausgesprochen hatte. War ihr gerade sehr geschmeichelt worden, war sie eben sehr durchdrungen und erfüllt, von ihrer Bedeutung als Person und als Talent, sehr Margaret Fullar, wie Graf Schlieben in solchem Falle hinter ihrem Rücken lachend gegen Wendelin zu äußern pflegte, dann erhob sie wohl bei dergleichen Warnungen den Kopf ein wenig, ließ ein Wort über die Unabhängigkeit fallen, die dem Kritiker gestattet sein müsse, und das Buch blieb vorläufig unbesprochen. Wendelin blieb dabei ruhig, antwortete nicht, machte den Verleger nicht geltend: er kannte die Seele, mit welcher er zu thun hatte. Ihr Auflehnen gegen das Billige war immer nur augenblicklich und gegen das Bessere in ihr selbst. Ließ man sie gewähren, so that sie was sie sollte, und that es freudig. Guntram, der Cäcilie warm schätzte und es am offensten zeigte, meinte immer, nach jeder Ueberwindung der kleinen Weiberdämonen in sich, leuchte Cäcilie förmlich

aus sich heraus, so klar sei dann das ächte Gute in ihrer starken, durchsichtigen Natur. Wendelin bekam dann als jedesmalige Trophäe eines solchen kleinen Sieges eine Kritik, wie er sie gewünscht hatte. Er nahm sie dankend, und von der Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seiner Schriftstellerin, wie er Cäcilie an hellen Tagen im Scherz nannte, war weiter nicht die Rede: Das Einzige, was daran erinnerte, war die Hand, welche Cäcilie ihm dann mit dem Blatte zugleich gab. Wendelin nahm die Hand, wie er das Blatt nahm, freundschaftlich und unbefangen. Ob er sich im Stillen nicht etwas auf die Gewalt, die er offenbar über Cäcilie besaß, zu Gute that? Graf Hans versicherte es. Er behauptete, Fräulein von Platen sei in ihrem schriftstellerischen Gehorsam ebenso Wendelins Stolz, wie eine ernst milde und doch gezähmte Löwin der ihres Bändigers. Neckend lag er dem Buchhändler einst an, doch als Pädagog auftreten und ein System zur Erziehung der „literarischen Frau" zu veröffentlichen. Wendelin fragte darauf sehr gelassen, ob die Erziehung Cäciliens ihm nicht Ehre mache — unter diesen ihren nähern Freunden wurde sie nämlich Cäcilie genannt. Graf Hans erschöpfte sich in Versicherungen, die an Uebertriebenheit mit seinen Stellungen wetteiferten.

„Wie ein Vater ist er zu ihr, Frau Wendelin," betheuerte er, „und sage ich, nicht blos wie ein Vater, sondern wie ein Großvater, und nicht nur wie einer, nein, wie drei Großväter! Wendelin, der nie auf etwas wartet —"

„Verzeihung," unterbrach Wendelin den Spötter, „ich warte sehr stark auf einen besseren Ertrag meiner Revue."

„Ja, aber wie warten Sie da, verehrter Herr, über unsere Artikel! Mit was für Stirnrunzeln und Lippeneinkneifen! Mit wie vielen still gedachten — Eseln unter der Adresse des — unleserlichen Publikums! — Dagegen bei unserer heiligen Cäcilie, — was für eine rührende Geduld, wenn sie warten läßt, was für eine männliche Resignation, wenn sie warten lassen will! Vater, nimm Dich in Acht, Du wirst schwach vor diesem Kinde!"

„Lieber Graf, können Sie's denn auch im lieben Vaterlande durchaus nicht ohne transatlantische Hyperbeln thun?" fragte Wendelin lachend, aber innerlich doch ein klein wenig gereizt. Bis zum „lieben Grafen" hatte Hans Schlieben es in diesen zwei Jahren bei Wendelin glücklich gebracht,

Dafür war er aber auch mehr — langarmiger Sekundaner, als je mit dem befreundeten Ver-

leger. Dann sehr nachdrücklich seine Hand auf dessen Arm legend, sagte er im Tone der tiefsten Ueberzeugung: „Karl Wendelin, es wird mir niemand jemals ausreden“ — er hielt inne; „Nun?“ fragte Wendelin einigermaßen gespannt, „daß Sie während der drei memorablen Tage, während welcher Sie mit Cäcilien ein Mal ernstlich verzürnt waren, eine Ahnung davon gehabt haben, daß ein Mensch Hitze im Kopfe und davon Kopfweh haben könnte.“ — „Unsinn!“ sagte Wendelin, aber eine jähe Röthe schlug über sein Gesicht. Sie war so gleich einem Blitz in ihrem raschen Zucken, daß Graf Hans sie nicht auffing — ein Glück für Wendelin! Was hätte aus ihm werden sollen, hätte Graf Hans nach eigener Beobachtung constatiren können, Wendelin sei im Stande, roth zu werden? Daß es Wendelin geschah, war nur, weil die Erinnerung an jene drei Tage lange Verzögerung, die jetzt einige Monate alt war, ihn in Verlegenheit setzte. Er hatte sich damals mehr angemaßt, als ihm zukam. Er hatte einen Mann, dem Cäcilie Zutritt in ihren Salon gestattet, dort nicht mehr sehen wollen, weil er aus den besten Quellen über diesen Mann das Aergste in Bezug auf Frauen wußte. Ein solches Subjekt nun durfte nicht in die Nähe Cäciliens kommen, darin hatte Wendelin sehr Recht, aber Unrecht hatte er in der Art,

wie er ihr das sagte. Er fing damit an, ihr Vorwürfe über die Sorglosigkeit zu machen, mit welcher sie allerlei neuen Bekannten erlaube, sich an sie zu drängen, ohne sich vorher zu erkundigen, ob der Verkehr mit ihnen auch gerathen sei. Das streife an Leichtsinn, erklärte Wendelin, sie möge doch ihn fragen, wozu er denn da sei außer um auf sie Acht zu geben? Genug, er geberdete sich mit seinen sechs oder sieben Jahren mehr so väterlich autokratisch, so vormundhaft berechtigt, daß Cäciliens Emancipationseigenschaften, Stolz, Selbstgefühl, Eigensinn u. s. w., wieder ein Mal in hellen Flammen lohten, und die ganze Freundschaft beinah in Rauch aufgegangen wäre. Cäcilie war „ihre eigene Herrin, bedurfte keines Curators, wußte nun am Ende was sie thun und lassen solle." Wendelin stellte das Ultimatum: „der oder ich — Sie haben zu wählen." Damit ging er und kam drei ganzer Tage nicht. Der ganze „Arbeiterclub," wie die Mitarbeiter an der deutschen Revue sich scherzweise nannten, erstarrte nach Graf Schliebens Versicherung zu Eis, und wäre Cäcilie nicht vernünftiger gewesen, als ihr Verleger, so wären sie sämmtlich gar nicht wieder aufgethaut. Indessen Cäcilie war vernünftiger, d. h. nachgiebiger. Als Wendelin nicht mehr zu ihr kam, kam sie zu ihm in die Redaction, wo er eben mit dem

Grafen wegen eines Artikels über den Suezkanal debattirte, und gerade auf ihn zugehend, hielt sie ihm die Hand hin und sagte: „Herr Wendelin, wollen wir denn einander böse bleiben? Dumm genug, daß wir's gewesen sind.“ Wendelin hatte unterdessen mechanisch ihre Hand genommen, hielt sie aber, als könnte er sie leicht wieder fallen lassen: er wußte ja noch nicht, ob Cäcilie nachgebe. Sie lächelte, denn sie kannte ihn, und sagte: „Da: Sie hatten Recht mit Ihrer Forderung, aber Unrecht in der Art, ich —“

„Bitte!“ unterbrach Wendelin sie und drückte jetzt rasch und herzlich ihre Hand. „Nun ist's schon gut.“

„Noch nicht ganz,“ sprach sie halb schelmisch, halb bittend, „Sie müssen mir noch sagen, wie ich es machen soll, damit es werde, wie Sie wünschen.“

„Das wird sehr leicht sein — wir wollen darüber sprechen, wenn ich heute komme.“

Es schien in Cäciliens Augen feucht aufzuglänzen, als sie aus diesen Worten entnahm, wie ganz Alles wieder beim Alten sei.

Graf Hans that, als wische er sich die Augen, im Grunde war er nicht ganz ohne eifersüchtige Regung und sein Humor daher etwas forcirt, als er die glückliche Versöhnung und hauptsächlich den großen freien Schwung pries, mit welchem sie geschlossen wor-

den sei. Dann fragte er: „Und was wird das segensreiche Ergebniß dieses Friedenstraktates sein? Ein Artikel oder kein Artikel?“

„Ein Name wird gestrichen werden,“ entgegnete Wendelin, welcher der Annahme, sein Zerwürfniß mit Cäcilien sei eines zwischen Verleger und Schriftstellerin, nicht widersprechen wollte.

„Ein Name!“ wiederholte Graf Hans; „armer Name, ich kenne Dich nicht, aber ich beklage Dich, denn Du fällst als Opfer.“

„Wird er schwer auszustreichen sein?“ fragte Cäcilie in einem Tone, der unter Scherz eine Besorgniß für ihren vormundschaftlichen Freund verschleierte. Wendelin errieth ihre Meinung, und es freute ihn, daß sie um ihn besorgt sein könne. Sein: „sehr leicht,“ beruhigte sie; es wurde so vollkommen sorglos ausgesprochen. Sie nickte ihm und Graf Hans zu und ging hinauf zur Mutter, wie Frau Wendelin beim Arbeiterclub so ziemlich allgemein hieß. Frau Wendelin, die meist so zögernd nur eingewilligt hatte, Fräulein von Platen die Thür ihres Hauses zu öffnen, hatte Cäcilien längst alle Pforten ihres Herzens aufgethan, und sie im Triumph einziehen lassen.

Wendelin jedoch hatte seine Mündel, oder seine Schutzbefohlene, als beides betrachtete er Cäcilie, inso-

fern getäuscht, als es gar nicht so leicht war, den ihm mißfälligen Besucher ihres Salons zum Meiden desselben zu bewegen. Wendelin hatte weiter keine Umstände, sondern ganz einfach einen Besuch gemacht, sich als den älteren Freund der seiner Obhut anvertrauten jungen Schriftstellerin genannt, als solcher um künftiges Sichfernhalten von ihr ersucht, und wäre dabei fast zu einem Duell gekommen. Allerdings schien der Mann, mit welchem er in dieser etwas wunderlichen Weise unterhandelte, im Anfang den Buchhändler nicht so recht für duellfähig zu halten, als jedoch Wendelin auf eine geringschätzige Aeußerung solcher Art, seinen Antagonisten höflich in Kenntniß setzte, wo er studirt, zu welchem Corps er gehört, und mit wem Alles er gezankt habe, da gab sein Wirth zu, daß man sich mit ihm schießen könne, und bot ihm zuvorkommend diese kleine Erholung an. Wendelin ging bereitwillig darauf ein, aber er wollte nur ohne Zeugen und auf zehn Schritte Barriere.

„Dergleichen darf niemals eine bloße Ceremonie, sondern muß immer Ernst sein," sagte er, „und in diesem Falle muß es noch überdies völliges Geheimniß bleiben, denn sonst wäre Fräulein von Platen eben so compromittirt, wie durch fernere Aufmerksamkeiten

von Seiten eines so anerkannt gefährlichen Mannes, wie Sie."

„Ob wir's da nicht ebenso gut ganz lassen könnten?" meinte der Andere. „Mir liegt in der That absolut Nichts an weiteren Besuchen bei Fräulein von Platen oder an Fräulein von Platen selbst."

„Und mir durchaus Nichts daran, mich zu schießen," erwiederte Wendelin, „ich habe viel ernstere Geschäfte."

„Sind wir also eins?" lautete die Frage des gefährlichen Mannes.

„Vollkommen," war die Antwort Wendelin's. „Ihrer Discretion bin ich sicher," setzte er hinzu.

„Wo nicht, zehn Schritte Barriere und ohne Zeugen," sagte der Andere lachend. „Sie sind ein wahrer Paladin."

Wendelin antwortete ruhig: „Durchaus nicht, nur ein Geschäftsmann, der unangenehme Obliegenheiten gern rasch und gründlich abmacht."

Damit war die Sache denn auch wirklich gründlich abgemacht und Cäcilie sah in ihren Salon nicht mehr einen Mann, dessen Nähe auf die Länge doch ihrem Rufe geschadet hätte. Natürlich erfuhr sie Nichts von der Verhandlung, durch welche sein Zurückziehen bewirkt worden war. Wendelin sagte ihr nur leichthin:

er habe den Herrn recht tractabel gefunden. Sie würde, wie es sich von selbst versteht, auch Nichts erfahren haben, hätte Wendelin sein Leben einsetzen müssen und Wunde, Tod oder Blutschuld davongetragen. Wendelin gehörte nicht zu dem Theil des starken Geschlechtes, welches mit dem schwachen Geschlechte in der Kokefferie wetteifert. Er wünschte nicht durch Thaten, sei es des Edelmuthes, sei es des Muthes interessant zu werden. Er wollte überhaupt nicht interessant sein. Die Stelle eines bei Frauen interessanten Mannes war ihm immer sehr albern vorgekommen. Er hatte das Unglück, sie oft wider seinen Willen zu spielen, auf Reisen war er mit seiner dunklen schroffen Persönlichkeit, die ihr Licht von seinen düster glimmenden Augen erhielt, vielfach aufgefallen, hatte nicht nur mannigfaltigen Andeutungen, sondern auch hier und da sehr deutlichen Aufforderungen auszuweichen gehabt. Daß er auswich, lag eben in seiner Eigenthümlichkeit. Wendelin hatte immer nur gesucht und gewünscht, was schwer zu finden und zu erreichen war. Er war nie ein Puritaner gewesen, hatte Verhältnisse gehabt, aber nur welche, die er sich errungen, gelegentlich auch ertrotzt hatte. Wendelin wollte eben immer sein eigener Herr sein und sich zu Nichts zwingen lassen, selbst nicht zur Galanterie und zur Liebe.

Daß ein solcher Mann, der so gar nicht Geck oder Narr war, nicht mit einer beabsichtigten That des Mannesmuthes geputzt, sich Cäcilien zur Bewunderung vorstellen konnte, begreift sich. Innerlich dagegen schien ihm das Bewußtsein, er sei ganz bereit gewesen, ihretwegen sein Leben der Caprice einer Pistolenkugel preiszugeben, ein gewisses Besitzgefühl in Bezug auf sie zu verleihen. Wendelin schätzte und liebte das Leben, wie jeder tüchtige Mensch, der auf der Welt noch etwas zu leisten hat. Daß er dieses, wenn nicht höchstes so doch hohe Gut geringer geachtet hatte, als einen möglichen Schaden, der Cäcilien erwachsen könne, wenn er nicht energisch angriffe, gab ihm seiner Empfindung nach ein Anrecht auf sie, welches er zwar nicht mißbrauchte, aber doch benutzte. Er war herrischer, vormundschaftlicher, freimüthiger gegen sie. Seine Meinung mußte mehr gelten und von ihr schneller anerkannt werden. That sie nicht gleich, wie er wollte, so runzelte er die Stirn, zeigte sein hohes Mißvergnügen, war mitunter recht unangenehm, recht — verlegen. Cäcilie war wunderbar nachgiebig. Sie opponirte ihm nur noch zum Schein, im Scherz, sie neckte ihn noch, aber im Grunde fürchtete sie sich vor ihm, vor seinem Tadel, vor seiner üblen Laune, am meisten vor seinem Schweigen, wenn er beleidigt war. Und man muß es leider

sagen, daß er sich oft beleidigt fühlte, oft durch Kleinigkeiten, die kaum der Rede werth waren. Auch jetzt wieder mit dem Verlegerdeutsch. Sonst hätte er es aufgenommen, wie es gesprochen war, im Humor des Arbeiterclubs, in welchem man sich gegenseitig oft in kleine Stückchen zerriß und es doch von ganzem Herzen gut mit einander meinte. Jetzt hatte er ernstlich spöttisch darauf geantwortet. Auch sah Cäcilie ihn etwas entmuthigt und etwas unmuthig an.

„Wissen Sie, Herr Wendelin," sagte sie mit der leisen Stimme, welche ein innerliches Ermüden bei ihr andeutete, „daß Sie jetzt gar nicht mehr recht gut gegen mich sind?"

„Wollen Sie klagen?" fragte Wendelin, leise die Achseln zuckend.

„Nein, nur es bemerken," antwortete sie und schwieg eine Weile. Dann sich zusammennehmend, fragte sie: „Kann mein Artikel über „die Melusina" bald kommen?"

„Liegt Ihnen daran?" erwiderte der Verleger, der noch finster, aber zugleich etwas unruhig darein sah.

„Sehr. Es ist ein so gar liebes Buch, hat mir so viel Freude gemacht, wie lange keines. So möcht'

ich denn der jungen Dichterin auch wieder eine Freude durch meine Kritik machen."

„Ja, die wird sie haben, wenn sie erst liest, wie Sie von ihr schreiben. Sie haben sich, um es zu thun, förmlich auf beide Knie niedergelassen. Was finden Sie denn nur an dieser Melusina?

„Alles, was es in Poesie und Jugend nur Schönes und Liebliches geben mag."

„Ich wünschte, diese Lucie von Oertzen käme her —"

„Ich auch. Zum ersten Male seit meiner Kritikerschaft, wünsche ich eine Autorin kennen zu lernen."

„Und Sie fänden in ihr eine vierzigjährige Jungfer mit drei Zahnlücken und drei Muttermalen, voll rother Haare im Gesicht," vollendete Wendelin gründlich.

Cäcilie lachte nicht, sie lächelte selbst nicht, sie sah ihren verdrießlichen Verleger bekümmert von der Seite an und sagte: „Wenn ich nur wüßte, was Sie hätten."

„Was soll ich denn ewig haben?" rief er ungeduldig.

„Ewig nicht, aber jetzt, heute, in diesem Augenblick."

„Ich habe Nichts."

„Doch. Und zwar gegen mich."

„Wenn Sie's denn wollen — ich habe gegen Sie, daß man Sie unaufhörlich loben soll."

„Verlang' ich das wirklich?" fragte sie ironisch, jetzt ihrerseits beleidigt.

„Nein, aber was noch schlimmer ist: Sie erwarten es."

„Nun, so bleibt Ihnen ja der Ausweg, meine Erwartung weise zu täuschen."

„Und mich Ihnen vollends unerträglich zu machen. Ja, dieser schöne Ausweg bleibt mir allerdings, gnädiges Fräulein."

„So finden Sie einen bessern."

„Warum können Sie nicht wieder so sein, wie Sie waren, da Sie herkamen?"

„Weil man nicht rückwärts kann."

„Warum sind Sie da vorwärts gegangen?"

„Weil ich kein Krebs bin, der allein unter allen Geschaffenen das Privilegium hat, nicht vorwärts zu müssen."

„Krebs sein ist allerdings nicht das beste Metier," sagte Wendelin humoristisch, „aber kann man denn nicht auch bleiben was man ist?"

„Nein, wenigstens Sie beweisen das Gegentheil."

„So?"

„Ja, Sie sind ganz anders geworden, als Sie waren.“

„Schön.“

„Nein, nicht schön. Kehren Sie zu Ihrem alten Selbst zurück.“

„Sie haben mir ja eben bewiesen, daß —“

„Frauenargumente beweisen für Sie ein für alle Mal Nichts, also —“

„Also geh' ich,“ sprach Wendelin und sprang auf.

„Gehen Sie,“ schmollte Cäcilie.

„Wir haben uns wieder ein Mal gezankt.“

„Ja, das haben wir.“

„Es geschieht jetzt oft.“

„Zum Erbarmen oft.“

„Es ist Ihre Schuld.“

„Nein, es ist Ihre.“

„Gnädiges Fräulein, das können Sie unmöglich behaupten!“

„Ich behaupt' es aber.“ Cäcilie nahm die Journale vor, die er ihr gebracht hatte.

„Ja freilich, wenn Sie wieder darin lesen wollen — da steht: die geistvolle Verfasserin, die außerordentliche Auffassungsgabe — die wohlthuend klare und ruhige Darstellung — das ist's eben.“

Jetzt lächelte Cäcilie, denn er gerieth in Hitze und

übertrieb. „Wär' es Ihnen denn wirklich lieber, Herr Wendelin, wenn ich schlecht kritisirt würde?"

„Mit Ihnen ist nicht zu streiten," sagte er resignirt und ging nach dem Tische, auf welchem sein Hut lag.

Cäcilie stand auf und folgte ihm. „Sagen Sie mir nur nicht, daß ich Recht, aber ob ich Unrecht habe?"

„Nun, das versteht sich doch von selbst," murrte er, „daß ich meine sämmtlichen Autoren bis in den Himmel erhoben zu sehen wünsche, ja, bis über den Himmel hinaus, sie mögen's verdienen oder nicht," setzte er unfreundlich hinzu.

Cäcilie wandte sich ab. Sie weinte nicht leicht, aber heute konnte sie einige Thränen nicht unterdrücken, die ihr sehr wider Willen in die Augen drangen. Wendelin hatte ihr bitter weh gethan.

Er hatte sie noch nie weinen sehen und wurde sehr bleich.

„Fräulein Cäcilie," sagte er mit seltsam veränderter Stimme, aber ohne ihr näher zu treten, „ich bitte, weinen Sie nicht. Ich sehe nicht gern Thränen."

„Und ich weine nicht gern," sagte sie, hauchte in ihre Hände, drückte sie auf die Augen und wandte sich dann wieder mit klarem Antlitz zu ihm. „So, nun ist's schon wieder gut."

Wendelin sah sie sonderbar an, der Mann war wie ausgetauscht, so bleich noch und so schwer betroffen. Cäcilie bekam durch Thränen etwas Weiches und Kindliches. Wie ein gutes Kind also blickte sie zu ihm in die Höhe und sagte: „Lassen Sie es sich nicht gar so leid thun, das kommt nun ein Mal, daß Eines dem Andern wehe thut — gut meinen Sie es doch mit mir, auch wenn Sie rauh sind, oder sich zwingen, es zu sein."

„Ja, ich mag wohl bisweilen rauh sein, Sie müssen mir verzeihen", sagte er, aber ohne bestimmten Ausdruck, gleichsam zerstreut und betäubt. Dann nahm er seinen Hut und einen Band von der Revue de deux Mondes, den er hineingelegt hatte. „Das war's eigentlich, was ich Ihnen heute bringen wollte," sagte er, „es ist eine sehr günstige Besprechung der Amerikanerinnen d'rinnen — hoffentlich werde ich Ihnen nicht die Freude daran verdorben haben."

Cäcilie nahm das Buch, die Hand gab er ihr nicht. Sie hielt ihm ihre hin und fragte: „Grollen Sie mir denn noch?" — „Wahrlich nicht," antwortete er, und faßte ihre Hand flüchtig, ließ sie aber gleich wieder los. „Ich wüßte nicht, weshalb. Und ich habe doch auch meinen Pardon? Guten Tag." — „Kommen Sie diesen Abend?" — „Nein, wenigstens

glaub' ich's nicht, ich habe viel zu thun — Wehrmann besteht darauf, sein Capital aus dem Unternehmen herauszuziehen und vierzigtausend Thaler wollen gefunden sein."

Cäcilie hatte es auf den Lippen, ihm zu sagen: „aber ich habe sie ja." Sie hielt sich glücklicher Weise zurück und sprach nur den Wunsch aus, ihn diesen Abend noch zu sehen. So unwirsch wie Wendelin sich gerade heute gezeigt hatte, würde ein so freundliches Anerbieten von ihrer Seite ihn beschämt und gedemüthigt haben. Er wiederholte, daß es ihm schwer sein würde, zu kommen, dann ging er hastiger als gewöhnlich.

Zweites Capitel.

Wendelin ist nervös.

Das war nun die Art, wie Karl Wendelin seine Schriftstellerin erzog, nach Graf Hans verzog. Als Verziehen war sie sonderbar und als Erziehen auch. Ungefähr so, als zwänge der Erzieher sich immerfort, etwas ganz Anderes zu sagen, als er eigentlich sagen möchte, keinesweges die eines Vaters, eher die eines Vormunds, der jeden Augenblick in Gefahr ist, in den Liebhaber seines Mündels umzuschlagen.

Ob Karl Wendelin sich dieser unlogischen Wunderlichkeit seines Erziehungssystems bewußt war? Ganz war er damit und mit sich selbst ebenfalls nicht zufrieden, wenigstens bemerkte, als er in die Redaction kam, um nachzusehen, ob einige Zahlenfehler in Schliebens letztem Artikel verbessert wären, Alles was vom Arbeiter-

club gegenwärtig war, eine deutliche Verstörung an ihm. Der Hauptredacteur, ein Dr. Grant, ein phlegmatischer, lakonischer und gründlicher Arbeiter, hielt Jedermann, den er nicht in seiner alltäglichen Stimmung sah, für nervös und sagte folglich mit seiner langsamen, sentenziösen Manier:

„Herr Wendelin, Sie sind nervös."

„Nervös?" fuhr Wendelin auf. „Ich bin nie nervös." Er sah ungemein ergrimmt aus und drehte seinem Hauptredacteur, mit welchem er sonst auf sehr gutem Fuß stand, kurzweg den Rücken.

„Schlieben, kommen Sie!" sagte er zum Grafen Hans. „Die Correctur muß ja nun richtig sein, alle Welt hat sie durchgesehen, Sie, ich, Dr. Grant."

„Hm, Zahlen machen Prätensionen auf ungewöhnlich aufmerksame Behandlung," meinte Graf Hans, kam aber doch. Wendelin war schon an der Thüre, Schlieben gab dem sündigen Hauptredacteur noch die Hand.

„Grüß' Gott, lieber Doctor — auf heute Abend — nicht?"

„Ich werde die Ehre haben."

Wendelin hatte ungeduldig die Thüre aufgemacht, er trat zurück.

„Ah, welche Ueberraschung!" sagte er, einen Eintretenden begrüßend. „Erlauben mir die Herren Graf

Schlieben, Dr. Grunow." Er stellte dem ältern Manne den jüngern, dem Schriftsteller, der seit länger als einem Vierteljahrhundert arbeitete, den vor, welcher erst seit drei Jahren aufgetreten war. Der arme Dr. Grant blieb unvorgestellt — warum hatte er gesagt, daß Herr Wendelin nervös sei!

Grunow kam nach mehrjähriger Abwesenheit wieder ein Mal in seine Vaterstadt, um ein Stück einstudiren zu lassen, welches das Hoftheater angenommen hatte. Es war nicht jenes, über welches er an dem Tage von Cäciliens ersten Besuch mit Devries debattirt hatte, er hatte seitdem schon zwei auf die Bühne gebracht. In diesem neuesten war die Hauptrolle abermals für Devries geschrieben, der, obwohl er nun als Mann allmählich alterte, sich doch als Schauspieler noch jung erhielt. Er war mit Grunow am Abend vorher eingetroffen, sie hatten den Intendanten bereits gesehen, auf den nächsten Morgen war die erste Probe angesetzt. Jetzt wollte Grunow die nöthigen Besuche machen. Mit Wendelin war er wohl bekannt, aber noch nicht in buchhändlerischer Verbindung gewesen. Er wünschte diese jetzt — ein Roman in zwei Bänden, an dem er eben arbeitete, schien ihm ganz in die deutsche Revue zu passen, welche in jeder Lieferung genug von einem solchen fortlaufenden Werke bringen

konnte, um es nicht allzusehr zu zerstückeln. Dies war die Absicht, welche Grunow zu Wendelin führte, aber sogleich konnte er doch nicht damit herauskommen, und so wurde denn allerlei geredet, woran nur Graf Hans, der die goldene Gabe hatte, sich für alles Gescheidte, was gesagt, für alles Positive, was verhandelt wurde, zu jeder Stunde zu interessiren wirklich lebendigen Antheil nahm. Grunow dachte, während er sprach, an sein aufzuführendes Stück, und mehr noch an seinen unterzubringenden Roman, Wendelin — an was? Vermuthlich doch an das Capital, welches Herr Wehrmann heraushaben wollte, um es, seiner Meinung nach, besser anzuwenden, als bei der deutschen Revue.

Grunow erhob sich endlich. Wendelin vergaß noch immer, ihm seinen Hauptredacteur vorzustellen. Er hatte es jetzt wirklich vergessen, denn als Schlieben ihn daran erinnerte, that er es unter Entschuldigungen. Ein freundliches Gesicht bekam Dr. Grant darum aber doch noch nicht.

Während Wendelin und Schlieben Grunow hinunter begleiteten, fragte dieser nach Cäcilie.

„Ach, es ist ja wahr, Sie kennen Fräulein von Platen!" rief Schlieben lebhaft. „Kommen Sie da doch diesen Abend hin, Herr Doktor, ich will sie um neun Uhr abholen und hinführen." —

„Ist Gesellschaft bei ihr?“ fragte Grunow. —

„Salon, wie fast jeden Abend. Selten nur geht sie aus. Die ganze Literatur hat bei ihr Rendezvous, es ist durchaus keine Coterie, Niemand wegen seiner Farbe ausgeschlossen, sie macht die Honneurs, wie eine femme d'esprit vom alten régime, noch dazu wie eine Fünfzigjährige. Es lohnt sich der Mühe, zu sehen wie sie uns regiert, unsern gestrengen Verleger ausgenommen.“ —

„Nun, ich lasse mich nicht gerade gern regieren,“ sprach Grunow, „indessen der Abwechslung wegen —“

— „O Sie! erwiderte Hans, „Sie sind Gast. Ihnen wird Fräulein Cäcilie als Wirthin den Hof machen.“

„Aber nur als Wirthin,“ fügte Wendelin hinzu. Grunow versprach zu kommen, Hans drängte ihn noch, er solle auch Herrn Devries auffordern und mitbringen. „Wenn es irgend möglich sei, gern,“ verhieß Grunow und empfahl sich, während Wendelin und Schlieben wieder hinauf und in das Arbeitscabinet gingen, welches jetzt in den ersten Stock neben die Redaction verlegt worden war, mit dieser jedoch nicht zusammenhing. Hier warf Wendelin sich auf einen Stuhl, ohne Schlieben zum Sitzen aufzufordern, dann sagte er, halb lachend, es ist wahr, aber auch halb gereizt: „Sie laden

so lebhaft in den Salon unserer Freundin ein, Herr Graf, daß es wirklich scheint, als betrachteten Sie sich als den Herrn desselben." Ein feines Lächeln spielte unter dem vollen blonden Bart Schliebens um seine durch diesen fast unsichtbaren Lippen. „Herr Wendelin," sagte er, „Sie müssen in der That, wie ihr würdiger Hauptredacteur bemerkte, nervös sein. Eben hör' ich zum ersten Male Schlieben tout court, und freue mich, wer weiß wie sehr, da fliegt mir auf ein Mal wieder der alte „Herr Graf" an den Kopf. Sie lassen mich stehen, während Sie sich setzen, kurz, ich komme mir vor, wie ein in völlige Principalungnade gefallener Lehrbursche, und bin mir doch keines bösen Wollens oder Thuns bewußt, im Gegentheile bin so unschuldig, wie das allerkleinste und allerresigste Boby eines englischen Reverend, welcher mit scripture und teapot bewaffnet, wider die Blindheit der Heiden zu Felde zieht. Ernsthaft, Wendelin, was ist Ihnen?" schloß er, indem er zu dem Buchhändler ging und ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter legte.

„Der Dr. Schaller hat mir einen Brief von Wehrmann gebracht," sagte Wendelin, „darin empfiehlt er mir diesen seinen pet-Schriftsteller und verlangt zugleich sein Capital zurück — binnen drei Monaten will er's haben, nun. das war abgemacht, indessen es

war auch abgemacht, daß er mir das Geld vier Jahre lang lassen sollte — er schreibt, er braucht's, will selbst eine Zeitung kaufen, eine politische —"

„Herr Wehrmann als Politiker," sagte lächelnd Graf Hans. „Genirt es Sie sehr mit der Kündigung?"

„So ziemlich."

„Aber Sie werden doch das Capital auftreiben können?"

„Hoffentlich."

„War's baar?"

„Nein, in Rentenbriefen.

„Das macht es leichter?

„Ja."

Wendelin brütete vor sich hin, dann, sich aufrichtend, sagte er: „Ich hab' es vergessen — der Dr. Schaller äußerte den Wunsch — Cäcilien vorgestellt zu werden, und ich habe sie nicht gefragt."

„Nun, Sie können doch wohl ohne zu fragen Jemand mitbringen?"

„Ja, nur weiß ich nicht, ob ich heute hinkomme."

„Heute, wo Grunow kommt — ich bitte Sie! Das sind Sie Cäcilien schuldig. Und dann — wenn Sie nicht da sind, so ist sie unaufhörlich gespannt auf Ihre Ankunft und macht daher schlecht die Wirthin."

„Nicht doch, sie vermißt mich schwerlich, erwiderte Wendelin mit einer starken Anstrengung, ruhig zu scheinen. „Indessen haben Sie Recht, heute darf ich nicht gut fehlen, es wäre nicht artig gegen Grunow. Nur kann ich nicht so früh kommen und daher weiß ich nicht, wie ich den Dr. Schaller hinbringen soll.“

„Bürden Sie ihn doch Ihrem Hauptredacteur auf, der ist an alle Lasten gewöhnt.“

„Ja, ich werde zu ihm gehen,“ sagte Wendelin und blieb zerstreut sitzen.

„Ich will gehen,“ schlug Graf Hans vor, „ich bemerke aber, daß ich meinen Hut noch drinnen habe. Und dann will ich zu unserer heiligen Cäcilie und ihr ankündigen, was für Verehrer Alle sie heute an ihrem Schrein zu erwarten hat. Ich darf Ihren Namen doch auch nennen?“

„Ich bin ein schlechter Verehrer,“ antwortete Wendelin mit einem schwachen Lächeln, „aber kommen werd' ich.“

Graf Hans sprang hinüber in die Redaction. Die jüngern Redacteure waren fort, nur Dr. Grant saß noch da. Als Schlieben sich über ihn neigte, um zu sehen, was er noch arbeite blickte Dr. Grant wichtig zu ihm auf, und sagte geheimnißvoll:

„Herr Graf, hatte ich vorhin Unrecht mit meiner

Aeußerung, daß Herr Wendelin nervös sei? Er nahm sie mir sehr übel, aber ich glaube doch, daß ich die Wahrheit aussprach."

„Die wahrste Wahrheit, Herr Doktor," entgegnete lebhaft Hans, „Herr Wendelin ist nicht nur nervös, er ist — er ist sogar ungemein nervös. Aber Sie müssen es ihm nicht nachtragen, wenn er es von Ihnen der Quere nahm, er hat den Kopf so voll von Geschäften, daß ich bisweilen fürchte, er springt ihm wie ein überheizter Dampfkessel. Wir müssen ihn schonen, lieber Doctor, ihn schonen und uns fügen, sollt' er launisch sein, es wird uns nicht schwer werden, denn wir lieben ihn ja. Und gerade jetzt habe ich von ihm eine Bitte an Sie —"

Dr. *Grant lächelte* erfreut und bereitwillig.

„*Sie sollen* dem Dr. Schaller diesen Abend als *Lootse zu Fräulein Cäcilie* dienen — Sie wissen doch, *wo er abgestiegen* ist, und fürchten sich auch nicht vor ihm — er ist ja jetzt zahm."

„O, auch nicht, wenn er noch wild wäre."

„Nun, da ist er also in guter Obhut. Und wo ist mein Hut, das möcht' ich wissen? Ja so, da liegt er und zerdrückt sich — o Hut! Auf diesen Abend, Doktor."

Drittes Capitel.

Zu spät.

„Ja, Grunow, Devries, Dr. Schaller — lauter Größen. Was krieg' ich für's Botenlaufen, gnädiges Fräulein?"

„Die Erlaubniß, da zu bleiben."

„Die ich mir schon genommen habe? Schön das! Undank, du bist nicht bloß der Welt Lohn, auch der Fräulein Cäciliens, unserer Heiligen. Wer hätte gedacht, daß auch Heilige undankbar sein könnten! Es ist melancholisch."

„Graf —"

„Melancholisch sein, ist melancholisch," unterbrach der plaudernde Graf ohne Rücksicht „die heilige Cäcilie." „Wissen Sie das? Sind Sie's? Der Herbst ist's, die Zeit ist's, Europa ist's — sind Sie's?"

„Sie sind's nicht, so viel ist sicher."

„Wissen Sie's? Und wenn auch ich es nicht bin, Wendelin ist es."

„Herr Wendelin? der ist ganz einfach grämlich, wie —"

„Er selber. Mehr kann er's nicht sein. Ja, es ist seine Specialität. Aber man muß Nachsicht mit ihm haben, das hab' ich eben dem Dr. Grant vorgestellt und jetzt bitt ich auch Sie: haben Sie Nachsicht mit ihm!"

Er kniete auf ein Fußbänkchen vor ihr hin und faltete die Hände.

„Ich hab' ihn ja noch nicht angeklagt," antwortete Cäcilie, und ohne daß Sie es hindern konnte, schlug ihr eine Glut über die Wangen.

„O, wie Ihr Gesicht ehrlicher ist, als ihre Zunge," sagte Hans. Dann warf er sich zur Seite und stützte sich mit der Fläche der rechten Hand auf den Teppich. „Seh' ich nicht aus wie der sterbende Fechter? Da lachen Sie wieder! Als ob Unsereiner, so lang und so träge man ist, nicht auch Kämpfe durchzufechten haben könnte, stille, mein' ich."

„Sehr stille," sagte Cäcilie gutmüthig spottend, „Hören Sie jetzt auf mich? Ja? Nun wohl, ich erhielt eben einen Brief von der Amstetter."

„Die liebenswürdigste Briefschreiberin, die ich kenne,

wenn Briefschreiberinnen überhaupt liebenswürdig sein können, denn Briefe sind solche bores, wenn man sie bekommt, und erst, wenn man sie beantworten soll — ah Dio! Ha, die Hand schläft mir ein!" Er sprang auf. „Nun, was schreibt unsere Präsidentin?"

„Sie kommt in einigen Tagen oder in einigen Wochen her, um mich zu besuchen."

„Da wünsch' ich Ihnen Glück. Und der Präsident?"

„Der bleibt, wo er ist. Zum Glück!" sagte Cäcilie, die Augen emporschlagend.

„Nun, ich weiß nicht, der Präsident ist nicht so übel — in England war er sogar recht nett."

„Recht nett? Er wurde ja weder mit seinen Mahlzeiten noch mit seinen Erläuterungen je fertig."

„Das ist nun einmal seine Specialität."

„Mit Ihren Specialitäten!"

„Mit Ihrer Unduldsamkeit!" sagte Graf Hans scheinheilig sanft. „Der arme Wendelin."

„Lieber Gott," seufzte Cäcilie, „habt Ihr Euch denn heute alle das Wort gegeben, mich um meine letzte Geduld zu bringen. Wenn Sie welche übrig haben, um den Präsidenten zu ertragen, so schleppen Sie sich mit ihm, so weit Sie wollen, ich habe keine zum

Verschwenden — ich danke Gott, daß er zu meinem Vater geht, anstatt seine Frau zu begleiten."

„O in England war er doch recht nett," wiederholte Hans boshaft.

Cäcilie war im vorigen Herbst mit den Amstetters nach England gegangen, nachdem sie zuvor ihre Eltern besucht hatte. Graf Hans, der sie in Ostende erwartete, hatte die Reise mitgemacht und dann Cäcilie von Hamburg aus zurückbegleitet. Damals hatte man allgemein gesagt, Fräulein von Platten und Graf Hans Schlieben würden sich heiraten, und seine Freunde und Verwandte, Guntram und Katharine von Rochlitz ausgenommen, hatten ihm sehr dringend abgeredet. Frau Wendelin hatte ihm zugeredet, Wendelin sich ganz passiv verhalten, er sagte: „Das muß ein Mann am besten allein wissen." Graf Hans wußte es aber noch nicht, darum ließ er Abreden sowohl wie Zureden über über sich ergehen, ohne mit Cäcilien weiter zu kommen, als bis zu der halb neckischen, halb ehrfurchtsvollen Freundschaft, mit welcher er ihr vor der Welt so gut, wie im Stillen huldigte. Frau von Amstetter wünschte diese Partie fast ängstlich, sie wartete während der Reise Tag für Tag auf eine Erklärung, die nicht kam. Als sie sich in Hamburg von ihrem Liebling trennte, konnte

sie sich nicht enthalten, zu flüstern: „Cäcilie — Graf Hans und Du — werdet Ihr Euch lieben?"

„Wir wollen sehen," antwortete Cäcilie mit ihrer größten Ruhe.

Bis jetzt hatte sie so wenig etwas gesehen, wie Jemand sonst. Heute sah sie, daß Graf Hans ungewöhnlich unruhig war. Er wußte durchaus nicht, wie er seine Gliedmassen unterbringen sollte, ohne sich dabei transatlantisch zu behaben. Wendelin, wie er „nervös" war, ging ihm nicht aus dem Kopfe. „Was mag er denn mit Cäcilien reden, wenn er so allein mit ihr ist, wie ich jetzt bin?" mußte er sich wieder und wieder fragen. Es giebt Gedanken, wie eigensinnige Fliegen, sie lassen einen nicht in Frieden, selbst wenn man nach ihnen schlägt, dieser war so einer. Schlieben hatte schon einige Male den Mund geöffnet, um den Gedanken in eine Frage zu verwandeln und so los zu werden — er besann sich und ließ sich weiter plagen. „Sie wird böse," dachte er, „und — sie sagt mir doch Nichts."

Er schlenderte an's Fenster und guckte neugierig auf die Straße, während Cäcilie im Salon ordnend hin und herging. Sie trug ein graues, durchsichtiges Kleid, welches ein leises Rauschen um sie her verursachte. Hans hörte immer darauf, ihm lief es einige

Male heiß über den Kopf, er hätte gern recht laut aufathmen mögen, er zwang sich, ruhig und leise zu athmen — es war eine Pein an dem Fenster."

„Was halten Sie sich denn so eifrig am Fenster," fragte Cäcilie jetzt, einige Schritte vor ihm stehen bleibend, „giebt's was besonderes draußen zu sehen?"

„Den letzten Sonnenschein, und den möcht' ich auf grünen Wiesen sehen," antwortete er und wandte sich mit möglichster Gleichgültigkeit um, „der liebe Sommer ist nun wieder vorbei, und wir Stadtmenschen haben Nichts von ihm gehabt, das geht so Jahr aus, Jahr ein. Recht unnatürlich lebt man, wenn man erst mir dem Tintenfaß in Compagnie getreten ist."

„Das Tintenfaß hätte Nichts wider das Reisen," meinte Cäcilie, „aber die Gedanken leiden's nicht, sie zerstreuen sich, wenn man sich rührt. Sklaven unserer Gedanken sind wir Schriftsteller. Sollen sie uns gehorchen, indem sie sich von uns auf's Papier bringen lassen, müssen wir unsererseits ihnen gehorchen, indem wir sie hegen. Erst wenn sie gebannt sind, werden wir frei."

„Dann kommen neue."

„Bis die kommen, mein' ich."

„Die kommen immer, immerfort, Sklav' sein Le-

belang!" schloß er mit einer Bewegung tragischen Ermüdens, welche eine Nutzanwendung auf ihn selbst war.

Cäcilie lachte. „Es ist eigen, wie Sie so frisch in dieser Staubatmosphäre bleiben, denn die hat die Literatur, das ist nicht zu läugnen," sagte er.

„Es muß wohl meine eigentliche sein."

„Vermuthlich. Gewiß lieber. Sie sind so weiß und jung, wie da sie kamen. Wie schön sehen Ihre Hände an diesem Verbenenstrauße aus! Geben Sie mir doch eine Verbena, bitte."

„Was für eine?"

„Eine — eine lila, recht blaß und zart."

„Bless me!" sagte Cäcilie.

Sie zog aus dem Strauße das zarteste und blasseste Lilaexemplar heraus, welches sie entdecken konnte. „Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie die Blumen so lieben," sprach sie, als er die Verbena ernsthaft bewunderte.

„O, Sie kennen noch viel von dem nicht, was ich liebe. Sie kennen mich überhaupt noch gar nicht so recht," sagte er und seine Stimme begann leise zu zittern.

Cäcilie bemeisterte siegreich eine ahnungsvolle Beklemmung und fragte lächelnd: „Nicht?"

„Nein," bestätigte er. „Wenigstens so recht nicht.

Denn wenn ich die allgemeine Republik will, so ist es ja blos um des besonderen Liebhabens willen. Ist erst Alles in der Welt vollkommen eingerichtet, braucht man nichts mehr zu verbessern, so hat man Zeit, und wozu wäre die, wenn nicht zum Lieben? Oh, wie ungeheuer wird dann geliebt werden!" schloß er mit einem Athemzuge, der fast einem Aufstöhnen glich, und that die Arme aus, so lang sie waren.

„Große Aussicht!" sagte Cäcilie ernsthaft.

Hans strich sich mit dem Rücken der rechten Hand, zwischen deren Fingern er die Verbena hielt, langsam über die Stirn. „Es ist schrecklich schwül hier!" Wie nach Abhülfe suchend, blickte er sich in allen Ecken des Salons um, dann fragte er: „Setzen Sie sich denn nicht?"

„Warum?"

„Oh, damit ich mich auch setzen könne."

Cäcilie setzte sich gesammelt und gefaßt auf einen Divan, der längs der Querwand von der Thüre ihres Schreibzimmers bis an das erste der drei Salonfenster ging. Hans streckte sich seiner ganzen Länge nach auf den Teppich aus, stützte den rechten Ellenbogen auf den Divan und den Kopf auf die Hand. So sah er empor in Cäciliens Gesicht. Wenn er gehofft hatte, dort einen Farbenwechsel, eine Bewegung zu sehen, so

täuschte er sich. Gelassen wie nur je, fragte Cäcilie: „Das nennen Sie sitzen?"

„Ja," antwortete er mit halber Stimme. „Ich will etwas sagen, das kann ich so am Besten. Heilige Cäcilie, ich sehne mich manchmal ganz unaussprechlich nach einem rechten Lieben."

„Und es will nicht gehen damit? Armer Freund!" sprach Cäcilie mild.

„Das dacht' ich auch, lange. Ein ganzes Jahr und d'rüber. Aber ich glaube, ich täuschte mich. Meine Gedanken, die da wollten, waren die rechten. Es waren ihrer viele, aber derer, die nicht wollen, waren auch. Sie verstehen mich?"

Sie neigte ernst den Kopf.

„Ich bin's gewohnt frei durch's Leben zu fahren," sprach er mit gewaltsamer Selbstbeherrschung weiter. „Da sträubte ich mich dann, mich einfangen, und binden zu lassen. Das — muß mir verziehen werden. Sie werden es vielleicht als Rebellion gegen die Souveränität des Weibes betrachten, denn Sie wollen die Souveränität des Weibes —"

„Ich gestatte auch den souveränen Mann," erwiderte Cäcilie mit einem ächt weiblichen, d. h. völlig unerklärlichen Lächeln.

„Der sich schließlich doch zu unterwerfen hat.

Wollen Sie mir Nichts ersparen? Muß ich Alles sagen?"

Abermals neigte sie den Kopf.

Aus seinen Augen begann eine starke Leidenschaftlichkeit zu leuchten, aber seine Lage blieb ruhig und seine Stimme sanft. So innig, daß es fast liebkosend klang, fragte er: „Sancta Cäcilia, sehnen Sie sich nie nach einem schlichten, menschlichen Heimwesen?"

„Vielleicht," antwortete sie. „Nicht immer, aber in manchen Stunden — warum nicht?"

„Wohl," hob er wieder an, „wenn Sie in einer solchen Stunde eines zu gründen versuchen wollten — mit mir," setzte er hinzu. „Ich bin nicht reich, das wissen Sie, ich bin fast arm, also könnte ich nicht viel dazu beisteuern, aber eine ehrliche, treue, starke Liebe — die hätt' ich."

„Wenn Sie die gehabt hätten, Graf —"

„Sie reden in der Vergangenheit — warum? Zwischen Ihnen und mir kann nur Gegenwart und Zukunft sein."

„Weder Gegenwart, noch Zukunft, weil die Vergangenheit fehlt. Still!" sprach sie, als er sich hastig aufrichtete und sie unterbrechen wollte, „lassen Sie jetzt mich reden. Vor einem Jahre würde ich Ihnen auf die Frage, die Sie mir jetzt eben thaten, mit Thränen

der Dankbarkeit geantwortet haben. Damals bedurfte ich es, daß ein Mann zu mir getreten wäre, mich an sein Herz genommen und laut gesagt hätte: Seht, sie ist es werth, mir anzugehören. Oder glauben Sie, ich wäre nicht durch die Einsamkeit gedemüthigt worden, zu welcher die Frauen meines Standes mich verurtheilten, weil ich anders dachte, als es vorgeschrieben ist? O, mit welchem Glück, mit welchem Stolz wäre ich damals Gräfin Schlieben geworden! Ja, selbst geliebt hätt' ich Sie, und nicht nur aus Dankbarkeit — wenigstens waren Sie der erste Mann, den ich mir als souverän denken konnte."

„Ah das thut ja wohl zu hören," murmelte Hans und legte den Kopf hintenüber auf die Seitenkissen des Divans.

„Wenn Sie Ihr eigener Herr gewesen wären, so hätten Sie vor einem Jahre um mich geworben, wie Sie es jetzt thun," fuhr Cäcilie erregter fort. „Aber Sie hatten keinen Muth, sondern Menschenfurcht. Täuschen Sie sich wirklich so über sich selbst, daß Sie sich einreden, Ihr Zögern wäre nur das Sträuben Ihres innersten Freiheitsbedürfnisses gewesen? Graf, es war ganz einfach die Dienstbarkeit, in welcher Sie sich unter dem Vorurtheil befinden. Sie haben ganz recht, daß Sie sich einen Zukunftsrepubli-

kaner nennen, ein gegenwärtig freier Mensch sind Sie nicht. Sie wagten nicht, eine Frau zu wählen, an welcher die öffentliche Meinung etwas auszusetzen haben könnte."

„Sie haben recht," sprach Hans in seiner Stellung verharrend.

„Leider hab' ich's, sagte Cäcilie, plötzlich traurig werdend. „Denn daß Sie jetzt kommen ist kein Verdienst. Jetzt hat mein Leben gethan, was Sie damals für mich hätten thun können. Katharine Rochlitz kommt so oft zu mir, wie sie kann, sie hat mir mehrmals angedeutet, wie gerne Ihre Mutter mich jetzt bei sich sehen würde — Fräulein d'Elmar läßt mir keine Ruhe, ich soll mich diesen Winter in drei, vier guten Häusern einführen lassen, wo man nur darauf warte, mich mit Herzlichkeit empfangen zu können. Sobald ich will, nehme ich meinen Platz in der Gesellschaft wieder ein."

„Ja, ich weiß es, ich bin Ihnen jetzt überflüssig. Aber — giebt es denn bei Ihnen keine Gnade?"

„Ich möchte keinen Mann, den ich aus Gnade aufnehmen müßte," antwortete Cäcilie sanft aber fest. Dann setzte sie weicher hinzu: „Schade, ich hätte Sie gerne geliebt!"

Hans lachte gepeinigt auf. Dann richtete er sich in die Höhe und sagte: „nun ist's genug — man darf nur bis zu einem gewissen Grad gefoltert werden, selbst wenn man's verdient hat." Er athmete mit Anstrengung auf und blickte Cäcilie an. Das Weiße in seinen Augen war heiß und roth geworden, auf seiner Stirn brannten große rothe Flecke. Das Gefühl des beleidigten Stolzes, welches Cäcilie so unbarmherzig gemacht hatte, war nach den Minuten des Aussprechens vorüber, Cäcilie konnte zürnen, auch sich augenblicklich rächen, aber nicht nachtragen. Es that ihr jetzt schon leid, daß sie den Grafen, der sie ein ganzes Jahr lang durch seine Unentschlossenheit gekränkt, diese wenigen Augenblicke hindurch weh gethan hatte, sie streckte mit einen Blick, der um Verzeihung bat, ihm die Hand hin. Er nahm sie in seine beiden Hände die kalt waren und nun plötzlich heiß wurden. Dabei lachte er, wie um nicht zu weinen.

„Bleiben wir gute Freunde," sagte Cäcilie.

Da brach er in ein kurzes krampfhaftes Schluchzen aus und rief: „Sie haben gut reden! Sie hätten mir allenfalls gut sein können, aber ich — ich habe Sie lieb und — oh!" schrie er jammernd wie ein Knabe, dem etwas so recht Gehofftes, Ersehntes, Geträumtes ganz und gar verunglückt ist, warf sich mit

beiden Armen und mit dem Gesicht über den Divan weg und lag da wie ein wehklagendes Riesenkind.

Liebreich, wehmüthig, mütterlich grub Cäcilie ihre Hand in sein lockiges blondes Haar und streichelte ihm die pochende Schläfe.

Dadurch wurde er allmählig ruhiger und plötzlich schnellte er auf, stand mit einem Schwung auf seinen Füßen, blickte trotzig, unterwürfig und verliebt, Alles zugleich, auf Cäcilie herab und sagte: „Und so wahr ich Hans Schlieben heiße, Sie sollen mich doch noch nehmen. Sie werden erst sehen, was ich leisten kann, wenn ich mich an's Lieben mache und — an den Eigensinn. Jetzt will ich erst etwas spazierenlaufen, denn ich kann mir's doch nicht ansehen lassen, daß ich geweint habe! Daß man auch keine Pferde hat — jetzt ritte man eines todt. Nun, die Beine werden's auch thun. Adieu! In einer Stunde bin ich wieder da!"

Er schüttelte Cäcilien mit wüthender Gewalt die Hand und stürzte mit langen Schritten aus dem Salon.

Viertes Capitel.

Ein zweiter literarischer Salon.

Eine Stunde, höchstens fünf Viertelstunden später, kam er wirklich wieder und außer ein wenig Erhitzung in den Augen konnte Niemand etwas Ungewöhnliches an ihm bemerken. Er war wie immer in größerer, aber bekannter Gesellschaft, lebhaft, natürlich, aber ohne Excentricität. Die behielt er gewissenhaft für seine intimsten Freunde, für Wendelin, für Cäcilie, gelegentlich für den Arbeiterclub. War bei Cäcilien Salonzeit, so war Hans untadelhaft und genau bis auf den kleinsten Punkt Graf Schlieben.

Guntram von Rochlitz war ein Mal wie immer. Er hatte kein Hausbenehmen und kein Salonbenehmen, sein Phlegma war ein für alle Mal naturwüchsig, wohlthuend oder ärgerlich, je nachdem man Phlegma

liebte oder nicht liebte, und vor Allem gutsherrlich elegant. Denn wenn Guntram nicht Lustspiele schrieb oder historische Trauerspiele dichtete, so baute er Raps und Rüben, oder ließ sie doch bauen.

Er saß mit großer Zufriedenheit neben Fräulein d'Elmar, einer geistvollen Person in mittleren Jahren, welche, wie einer ihrer Verehrer sehr treffend geäußert hatte, unendlich angenehm alt wurde. Sie war auch eine Salonhalterin, wie sie sich scherzend ausdrückte, nur daß sie Stammgäste hatte, welche alle Abende, die seltenen abgerechnet, wo Fräulein d'Elmar ihrerseits befreundete Salons besuchte, bei ihr eine Sophaecke, einen Lehnstuhl und eine Tasse Thee fanden. Bei Cäcilien, welche sie gleich Anfangs mit großer Liebe aufgenommen hatte, waren mehr Wandervögel und „knospende Größen," wie die jungen Literatur-Aspiranten genannt wurden. Fand Cäcilie einen von ihren gefiederten oder keimenden Besuchern einer ernstlichen Beachtung werth, so nahm sie ihn an einem Abend, wo sie zu Fräulein d'Elmar ging, mit sich und stellte ihn der ältern Freundin vor, der sie den herzlichen offenen Empfang der Debutantin nie vergaß. Fräulein d'Elmar ihrerseits hatte für Cäcilie eine warme Anhänglichkeit und einen regen Antheil. Von einer Unabhängigkeit des Urtheils, wie sie überhaupt selten ist, und von einer Bildung, wie sie

bei deutschen Frauen, leider, noch sehr vereinzelt vorkommt, schätzte sie Cäciliens Selbstständigkeit und ruhiges Vorwärtsstreben in der Entwicklung. Sie sagte öfters: „an Cäcilien ist eigentlich ein Mann verdorben, aber es ist ganz gut, daß sie keiner ist, da sieht man es doch ein Mal mit Augen, daß auch eine Frau, noch dazu als junges Mädchen, klar, fest und wahr sein kann.“ Die größere Milde, welche Fräulein d'Elmar mit der höheren Reife gewonnen hatte, kam Cäcilien oft zu Gute; „die d'Elmar hat mir wieder ein Mal die Hand auf den Arm legen müssen,“ sagte sie dann. Wendelin billigte ihren Umgang mit Fräulein d'Elmar vor jedem andern, obgleich er selbst den Salon der letzteren nicht besuchte, überhaupt außer im Geschäft und in kleineren Männerkreisen nirgends zu sehen war, als bei Cäcilien. Er „mußte doch nach ihr sehen,“ das war der Vorwand, mit welchem er sich gegen sich selbst entschuldigte, wenn es ihn Tag für Tag und Abend für Abend in ihre Straße, ihr Haus und ihre Nähe zog. Nun hielt der Vorwand aber nicht mehr länger aus, und gerade diesen Nachmittag war er gänzlich entzweigegangen. Während bei Cäcilien der Salon sich mehr und mehr füllte und belebte, saß Wendelin, in seinem Arbeitscabinet eingeschlossen, einer höchst unwillkommenen Wahrheit gegenüber. „Ja, die Frauen,“ sagte

er unbehaglich an Körper und an Seele, „man lasse sich nur mit ihnen ein. Erst ein dünnes Fädchen, und dann ein etwas stärkerer Faden, und auf ein Mal ein ganzes, wohlgestricktes Netz! Wohlan, es gilt es zu lösen, zu zerreißen nicht, dazu gehörte eine Brutalität, die sie nicht verdient hat, denn sie ist nicht im mindesten kokett gewesen, nur ich war ein Thor. Wenn Schlieben doch endlich Ernst machte — wie kann er nur so lange unschlüssig sein — bei ihm ist es ja keine Thorheit. Ihm gönn' ich sie noch am liebsten, obgleich er sie auch nicht ganz verdient. Aber wer verdient sie denn ganz — sage ich jetzt," setzte er lächelnd hinzu und nahm Papiere vor, um sich erst noch etwas ruhig zu arbeiten, bevor er die gefährliche Straße hinunterginge.

Ohne allen Argwohn, daß er sich so entschlossen gegen sie wappne, fragte Cäcilie seine Mutter, die aus Neugier gekommen war, um Grunow zu sehen: „Wo bleibt denn unser gestrenger Herr?" dieser Ehrentitel war für Wendelin im Arbeiterclub vorgeschlagen und ihm einstimmig zuerkannt worden.

Frau Wendelin dachte gerade jetzt nicht an ihren Sohn, der große Schriftsteller nahm ihr ganzes Interesse in Anspruch. „Der gestrenge Herr wird schon kommen," antwortete sie daher, „aber der Dr. Gru-

now scheint mir noch immer nicht in die Nähe kommen zu wollen. Bringen Sie mir ihn doch endlich, liebes Fräulein, ich werde sonst gar zu ungeduldig. Oder muß ich mich ihm vorstellen lassen?"

Cäcilie mäßigte lächelnd die Beeiferung der lebhaften Frau, setzte sich einen Augenblick zu Grunow, der die Unterhaltung Schliebens nicht gerade anregend fand, plauderte ein wenig mit Beiden und machte dann Grunow von der Sehnsucht bekannt, deren Gegenstand er war. Bereitwillig stand er auf und ließ sich Frau Wendelin bringen, die höchst drollig in ihrem Bemühen war, dem großen Schriftsteller die gebührende Ehre zu erweisen. Die Schriftsteller ihres Sohnes, so bezeichnete sie alle, die bei ihm verlegten oder an der Revue arbeiteten, behandelte sie zwar sehr liebevoll und gut, aber doch nur aus Gnade, von oben herab. Vor Grünow dagegen hatte sie Respekt, der schrieb zehnbändige Romane, an denen Frau Wendelin volle zehn Monate zu lesen hatte. Dabei mußte man sich zusammennehmen, sagte sie; ein Mann, der solche Bücher schrieb, setzte einem gleichsam eine Aufgabe, das war nicht so, wie bei den Andern, die blos so leichtweg zum Amüsement schrieben, solch ein Mann konnte auch was verlangen. Grunow war innerlich höchst belustigt, als Frau Wendelin ihm die Gründe ihrer Bewunderung

auseinandersetzte, äußerlich bezeigte er sich sehr erkenntlich und liebenswürdig und ließ nur etwas nach, als Frau Wendelin auf seine Frage: ob sie nicht beim Verlagsgeschäft eine Stimme habe?" ganz ehrlich erwiderte: „ich habe es einige Male versucht, mich einzumischen, aber das leidet mein Sohn nicht, er sagt: davon verstehe ich Nichts. Ich soll keine Kritik haben. Meinetwegen, es geht ohne Kritik auch — meinen eigenen Geschmack aber hab' ich, und lasse mir ihn nicht nehmen, und da sind eben Ihre großen Romane, Herr Doktor, mein wahres Geisteslabsal."

„Sie sind ungemein gütig," erwiderte Grunow sehr höflich, „aber — eigenthümlich ist es doch, daß Ihr Herr Sohn Ihnen nicht Sitz und Stimme in seinem Rath zugesteht — sehr oft haben die Verleger weibliche Minister, die ihnen Vorschläge thun, Egerien, die ihnen rathen."

„O, seine Egeria hat mein Sohn auch," sagte lachend Frau Wendelin.

„Ja? Wen hält er dieser Ehre für würdig."

„Unsere junge Wirthin, Fräulein von Platen, macht darin mit ihm was sie will. Man darf's ihm nicht sagen, sonst würd' er stätisch werden, und ihr Einfluß ist ein sehr heilsamer für ihn, um so mehr, da sie ihn nur mit großer Bescheidenheit anwendet.

Aber das ist ganz sicher, wer ihr nicht gefiele, der würde meinem Sohn auch nicht recht sein."

Grunow saß und überlegte sein Entkommen. Cäcilie, welche die Aufmerksamkeit überall hatte, bemerkte welch ein unbehaglicher Platz der Stuhl neben Frau Wendelin ihm geworden sei. Sie kam daher zu ihm und sagte: „Ach, Dr. Grunow, ich wollte Sie schon vorhin fragen: was halten Sie denn von der Melusina?"

„Sie ist bei Ihnen noch nicht besprochen worden."

„Ist es nicht ein Erstlingswerk und von einer Dichterin?"

„Ja, von Lucie von Oertzen."

„Es ist mir zugekommen, ich hab' es Jemand gegeben."

„Der Jemand hätten Sie selbst sein sollen."

„Warum? Ist es so gut?"

„Es ist einzig."

„Da muß ich es mir wirklich ein Mal ansehen."

„Das können Sie jetzt gleich — ich hab' es auf meinem Schreibtisch. Kommen Sie."

Gern ging Grunow mit, aber für den kleinen Band, den sie in seine Hand legte, interessirte er sich wenig. „Ein ganz neuer Name faßt uns alte Schriftsteller nicht sogleich — dazu gehört noch Frische, wie

bei Ihnen. Was bedeutet denn der Name Muselina? Die alte Fee oder eine neue? Er gehört nun auch schon zu denen, die abgenutzt sind."

„Hier ist er in einer ganz neuen Bedeutung aufgefaßt," antwortete Cäcilie eifrig, „in der mythisch slawischen der Czechen. Bei ihnen ist nämlich Melusina die weiße Frau, die Perchtha oder Hulda, welche mit den Todtenseelen in der Christnacht die Luft durchbraust.

Dieser Melusinenflug wirbelt durch das Gedicht über den Boden des böhmischen Volkslebens hin, auf welchem die Gebräuche der heiligen Nacht vor sich gehen, das Bäumeschütteln, das Waldanrufen, das Unterseisschauen, Alles, was Prophezeihen des Gatten erzwingt. Drei Christabende werden geschildert, an jedem ein anderer Moment der Feier. Am ersten das traditionelle Mahl und alle häuslichen Ceremonien vor und nachher, dann das Fragen des Mädchens und des Burschen in verschiedenen Gegenden und auf verschiedene Weise. Am zweiten der Gang in die Mitternachtsmette und die entscheidenden Handlungen, durch welche die Liebenden einander wählen, indem der Bursche dem Mädchen den blühenden Zweig, den sie angesteckt hat, aus dem Gürtel zieht, das Mädchen wiederum ihm das Kreuz abwischt, welches er sich beim Ueberschreiten des Baches mit Wasser auf die rechte Wange gemacht hat — darauf

fallen Todesanzeichen erschreckend in das neue Glück. Am dritten Weihnachtsabend ist der Liebste mit oben bei Melusina, seit dem Frühling schon eine ihrer Seelen. Das Mädchen hat vergessen, treibt mit jungen Gefährtinnen ein neues freventliches Wahlspiel, da ergreift es sie aus dem Wirbelwind, in welchem das Todtenwimmern laut wird — ihre Seele muß mit.

„Also ein Brautentraffen durch einen Todten," sagte Grunow kühl, „darin finde ich weiter nichts Neues."

„Das Ganze ist neu, die Mythe, das Volksleben, die Art, Beides zu verschmelzen."

„Sie wissen," sagte Grunow, „ich bin aus dem Volke, für das Volk, aber nicht mit dem Volke, in seinem Aberglauben und seiner sogenannten Poesie."

„Ich habe sie früher auch nicht so recht begriffen," sagte Cäcilie lächelnd, „aber Lucie von Oertzen hat mich zur Volkspoesie bekehrt. Und am Ende, sie ist ja doch jetzt eine Wissenschaft geworden."

„Eine verderbliche, der wir positiven Denker energisch entgegenzuwirken haben."

„Eine ehrwürdige, denn sie ist die unserer Kindheit."

„Die Menschheit ist nicht dazu bestimmt, Kind zu bleiben."

„Nein, aber sie soll nie vergessen, daß sie es gewesen ist.“

„Dergleichen hör' ich von Ihnen, und das Alles hat eine junge Anfängerin mit einer einzigen kleinen Dichtung gethan! Ich habe sie noch nie so passionirt gehört. Da sie es werden können, passioniren Sie sich doch für ein Kunstprodukt, für meinen Roman, den ich jetzt schreibe, und verschaffen Sie ihm einen Platz in der Revue Ihres Verlegers.“

„Wird er Platz d'rinnen haben? Für einen von den Romanen, welche Mama Wendelin so anbetet, ist die Revue zu eng.“

„Lächelnd, aber etwas scharf sprach Grunow: „ich will keineswegs einen Luftballon unter einem Dach steigen oder eine Fregatte auf einem Binnenflusse segeln lassen. Die Revue würde es nur mit zwei mäßigen Bänden zu thun bekommen.“

„Dann wird es ihr eine große Ehre sein, sie aufzunehmen,“ antwortete Cäcilie, die seine kleine Empfindlichkeit bemerkte und ihre Neckerei sogleich fallen ließ. „Es fehlt uns ohnedies ein Roman.“

„Uns?“ fragte Grunow. Sie sind gewiß heimlicher Hauptredacteur.“

„Nein, nur unautorisirte Mitschwätzerin. Aber sehen Sie einmal, wie liebenswürdig Herr Devries sich heute

macht. Wenn Fräulein Wartensleben das sähe — die Arme!"

„Die denkt jetzt nicht mehr an ein so untergeordnetes Wesen, wie ein Mann ist. Sie bereitet sich, Vorlesungen zu halten, in denen die Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes mit einem solchen Glanz erscheinen soll —"

„Daß die Sehenden davon blind werden? Nun, ich wünsche ihr Glück dazu."

„Im Stillen sind sie doch derselben ketzerischen Meinung. Aber wer ist die Dame, welcher Devries so beharrlich den Hof macht?"

„Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mich durch die männliche Größe erdrückt fühle, aber natürlich sind Sie höher gekommen, da Sie um so viel länger gestiegen sind, als wir. Die Dame ist Frau von Rochlitz, geborne Gräfin Kronegk."

„Die Frau des Dichters?"

„Und die Mutter von vier prächtigen Jungen."

„Eine echt deutsche Erscheinung."

„Ist das Lob oder Tadel?"

„Lob, natürlich."

„Das nehm' ich für sie an. Sie verdient alles Lob. Guntram ist ein Mensch, der es verdient, ihr Mann und der Vater seiner Jungen zu sein. Besseres

kann ich von ihm gar nicht sagen, ich hab' ihn auch sehr lieb, aber — seine Dichterschrullen hat er doch. Es ist gut, daß er sie hat, wie könnt' er sonst so melodische Trauerspiele dichten, indessen — hineinfinden muß eine Frau sich immer, von selbst kommt sie nicht gleich zum Verständniß einer solchen stillkrausen Natur. Das hat nun Katharina mit einem Ernst und einer Freude gethan, die man gar nicht genug preisen kann. Was ihr immer fremd an der Literatur sein mochte — sie ist aus einem der exclusivsten Kreise der ganzen Stadt — sie ließ sich nicht dadurch verblüffen, sondern nahm es tapfer an. Guntram hatte die Verantwortung, Katharina stieg und kletterte ihm blindlings nach. Gleich zu Anfang seiner Ehe macht' er ein Experiment, welches unter dreißig Frauen bei neunundzwanzig kläglich ausgefallen wäre. Es fällt ihm nämlich ein, darüber zu grübeln, ob er sich als Student glücklicher gefühlt habe, oder sich als Ehemann glücklicher fühle. Um das zu ergründen, fährt er mit seiner Frau nach Bonn, wo er zuletzt und am längsten studirt hat, führt sie auf allen seinen alten Wegen herum, erkundigte sich, in welcher Kneipe sein früheres Corps commercirt, geht Abends hin." —

„Immer mit seiner Frau?"

„Immer mit seiner Frau — gibt sich zu erken-

nen, wird, obwohl lauter neue Studenten da sind, mit Jubel aufgenommen, setzt sich und kneipt. Katharina raucht ihre Cigarre, trinkt ihr Bier, singt ihr Lied, klappert ihren Salamander, kurz, manifestirt sich als der hoffnungsvollste Fuchs. Dann wird sie nebst Guntram in's Hotel begleitet, findet die Studenten charmant, wird von ihnen göttlich gefunden, und hat den Triumph, von Guntram zu hören, daß man als Ehemann einer solchen Frau doch noch glücklicher sei, denn als Student. Da haben Sie Katharina Rochlitz."

„Man merkt, daß Sie sich zur Biographin Ihres Geschlechts ausgebildet haben. Das könnte eine reizende Novelle abgeben. Warum hat Rochlitz sie nicht geschrieben?"

„Wohl weil er sie gelebt hat," antwortete Cäcilie. „Aber darf ich Sie nicht zu Frau von Rochlitz führen? Auch auf die Gefahr hin, Herrn Devries zu stören, machen Sie ihr die Freude, sich kennen lernen zu lassen."

„Aber es ist doch die letzte Vorstellung?"

Grunow war nämlich auch schon Fräulein d'Elmar vorgestellt worden, Guntram, der mit seiner Frau etwas später kam, ihm, Cäcilie sagte lachend: „warum sind Sie eine so berühmte Personnage, daß Sie vorstellen einer Fremden eine Artigkeit und einer Freundin

eine Liebe erweisen heißt? Man muß die Lasten seines Standes zu ertragen wissen."

Grunow konnte nicht gut anders als dankbar aussehen und sich mit Bereitwilligkeit zu Katharina hinführen lassen. Devries brach darum, daß Grunow kam, das Gespräch nicht ab, er erzählte Frau von Rochlitz eben von Wien und dem dortigen Leben, welches trotz aller Politik doch noch immer etwas mehr Farbe hat, als das mittel- und norddeutsche. Katharina war noch nicht dort gewesen, Grunow kürzlich, Cäcilie ebenfalls noch nicht. Die beiden Männer schilderten, sich ergänzend, die beiden Damen hörten zu, Katharina fühlte sich zu Burg und Prater hinübergezogen, Cäcilie nicht. „Ich glaube, mir geht der Farbensinn ab, um das österreichische Leben aufzufassen," sagte sie.

„Vielleicht würden Sie es in Prag am wenigsten fremd finden, da hat es sich doch sehr durch die Nähe und den Einfluß des unsern gedämpft," meinte Grunow.

„Prag ist ein Ort für sich, und das österreichische Element dort ein inoculirtes," berichtete Devries.

„Doch schon seit dreihundert Jahren inoculirt," sprach Grunow.

„Darum doch noch nicht naturalisirt," entgegnete Devries.

Der Sohn und Neffe von zwei der größten deutschen Gelehrten trat in diesem Augenblicke ein, und Cäcilie sagte lachend: „Da kommt auch ein Antiösterreicher, wenigstens ein Antiwiener.“

Der große, schlanke, blasse junge Mann, dem das schwarze Haar längs der Wangen herabfiel, ging durch den Salon gerade auf Cäcilie zu, begrüßte sie, dann Grunow und Devries, die er beide kannte, und zeigte sich sehr erfreut über ihre Anwesenheit, aber zugleich sehr ruhig in seiner Freude.

„Es ist schön, daß wir Sie hier haben,“ sagte er zu beiden.

„Sie kommen gerade von Wien herein, wie es für uns in den dissolving views dargestellt wird, Erdmann,“ sagte Cäcilie, die gleich allen seinen genauern weiblichen Bekannten mit ihm auf dem Fuß der Kameradschaft lebte.

„Und Sie sind uns als Antiwiener genannt worden,“ fügte Grunow hinzu.

Erdmann hatte sich gelassen niedergesetzt. „Ja, Wien ist nicht für mich,“ sprach er mit seiner ruhigen, ausgebildeten, aber etwas ausdruckslosen Stimme.

„Warum nicht?“ fragte Devries.

„Es ist mir zu groß,“ entgegnete Erdmann sehr

ernsthaft, „ich liebe die Städte nicht, aus denen man nicht wieder herauskommt."

„Da muß Paris Ihnen mißfallen haben, und vollends erst London," meinte Grunow.

„Nein," entgegnete Erdmann, „denn ich habe beide Städte nicht gesehen."

Katharine und Cäcilie, die seine Art und seine Marotten schon kannten, lachten über die Mienen der beiden Gäste, welche nicht recht wußten, wie sie die gelassene Einfachheit des jungen Schriftstellers aufzunehmen hätten. Etwas davon war ihm immer eigen gewesen, aber so ganz in der Entwicklung hatten sie diese Eigenschaft, welche, nach Graf Hans, Erdmann's Specialität war, noch nicht an ihm gekannt.

Cäcilie ergriff das Wort und sagte: „Wenn Erdmann Sie mit seinen Reiseeindrücken beglücken will, so werden Sie noch durch ganz originelle Antipathien erbaut werden. Er mag z. B. keine Berge. Die Alpen sogar haben keine Gnade vor seinen Augen gefunden."

„Die vollends nicht, sie sind viel zu hoch," sagte Erdmann im Ton eines Käufers, welcher vor dem Abschluß eines Handels den nöthigen Tadel ausspricht.

„Venedig war ihm nicht recht."

„Venedig ist zu feucht," sagte Erdmann.

„Rom nicht."

„Aber die Campagna so ziemlich.“

„Neapel nicht.“

„Dafür die lombardische Ebene, obschon auch sie, wenn gleich weniger als die Campagna durch die Begrenzung von Bergumrissen verdorben wird.“

„Bitte,“ sagte Devries, „wie verlangen Sie eigentlich eine Ebene, wenn die lombardische Ihnen noch nicht flach genug ist?“

„Wie unsere hier.“

„Auch den Sand mit?“

„Ja wohl, den Sand würde ich ungern entbehren. Er giebt der Ebene ihren eigentlichen Charakter, den der Einförmigkeit. In Flandern z. B. ist die Fläche zu sehr angebaut und dadurch zerstört, wie noch mehr in der Lombardei.“

„Da müßte ja die Wüste Ihr eigentliches Ebenenideal sein?“

„Verzeihung, da ist zuviel Sand,“ entgegnete Erdmann immer einfach und gelassen.

„Gut, daß die d'Elmar Sie heute nicht hört,“ bemerkte Katharina ein Bischen spöttisch.

„Ja,“ entgegnete Erdmann und sah wo möglich noch unschuldiger aus als bisher, „die gute d'Elmar bring' ich immer außer sich, wenn ich ihr ganz harmlos meinen Geschmack gestehe. Sie begreift mich nicht, sie

sagt: ich sei's nicht werth, solche Reisen gemacht zu haben. Allerdings, ich habe sie gemacht, ohne eigentlich zu wissen warum, denn die Sehnsucht nach der Fremde kenn' ich durchaus nicht, ich bleibe am liebsten zu Hause."

„So bleiben Sie doch zu Hause," schlug Katharina vor.

„Ich werd' es auch von nun an thun."

„Ihre Naturanschauungen sind wenigstens neu," sprach Grunow.

Erdmann sah ihn nachdenklich an und sagte: „Ich glaube, es sind die natürlichen. Die Bewunderung der Berge z. B. ist entschieden ein künstlich erzeugter Geschmack, in der Natur des Menschen liegt er nicht, das beweisen die Bergbewohner, welche nie begreifen, was man an ihren Bergen finden könne."

„Und die Schweizer!" sprach Katharina.

„Die Schweizer haben die Berganbetung rein von den Fremden gelernt, nämlich ihren Reden nach. Im Grunde ihres Herzens halten sie ihre Alpen für das, was sie sind, ungeschickte Massen, die aber durch die Anziehung, welche sie auf die Thorheit der Fremden ausüben, praktischen Nutzen haben. Das Heimweh der Schweizer endlich gilt ganz offenbar nicht der Localität, sondern dem gewohnten Leben, indem es durch

eine Melodie, also durch einen Kunstausdruck des Lebens geweckt wird."

Grunow bemerkte: „Sie halten überhaupt viel von der Kunst, räumen ihr den höchsten Platz ein."

„Sie ist das einzige Stabile," sagte Erdmann, „während Nichts unstabiler ist, als der sogenannte Geist der Zeit."

„Dennoch würde keine Zeit ohne ihren speciellen Geist etwas hervorgebracht haben."

„Sobald dieser Geist hervorgebracht hat, bin ich völlig mit ihm einverstanden. Wir haben dann etwas Positives, etwas Fertiges, Gewordenes. Nur so lange er sich im Hervorbringen abquält, ist er mir unbehaglich."

„Das will sagen, Sie wollen den fertigen Kuchen verzehren, ohne durch sein Einrühren und Backen belästigt worden zu sein," bemerkte Guntram, der herbeigekommen war und die letzten Reden gehört hatte.

„Besonders will ich beim Einrühren und Backen nicht helfen müssen."

„Nun, das thun Sie ja auch nicht," entgegnete Guntram gelassen. „Es giebt gewiß in ganz Deutschland keinen jungen Mann, der sich so sorgfältig von allen Tagesfragen entfernt hält," setzte er hinzu, sich an Grunow wendend.

Grunow äußerte sich mit zustimmendem Murmeln, doch war es deutlich, daß Erdmann's Art ihn wenig erbaut habe. Diese bewußte Passivität allem Augenblicklichen, dieses höfliche Ausweichen der Gegenwart gegenüber reizten ihn, der immer mitten auf dem lauten Markt des Tages den tausend Windungen der schillernden Schlange der Literatur mit seinen greifenden Händen zu folgen suchte, sie zwanzig Mal ergriff und zwanzig Mal sich entschlüpfen fühlte. Ihm schien es, als glaube Erdmann bei aller äußern Anspruchlosigkeit, innerlich eine starke Ueberlegenheit empfinden zu dürfen. Das war vielleicht ein richtiger Instinkt des Mißtrauens: Erdmann war im Hause gelehrt aufgewachsen, während Grunow, um zur Bildung zu gelangen, erst ganz aus seiner Knabenwelt hinaus mußte; was ihm also die Mühe des Eroberns gekostet hatte, das war von Erdmann als eine gesetzliche Erbschaft angetreten worden. Erdmann war Akademiker und componirte mit Plastik, Grunow war Tagesschriftsteller und producirte mit Energie, der Eine war Essayist und Kritiker, der Andere Romancier und Dramatiker, sie konnten nicht harmoniren, aber sie disharmonirten mit aller möglichen literarischen Diplomatie.

Cäcilie war, als sie den Dr. Schaller empfing, weniger diplomatisch. Es war das eine literarische In-

dividualität, die ihr vollkommen antipathisch war. Erstens war er roth gewesen, und jetzt sogar bis zu vaterländischen Dramen gekommen, was sie doch gar zu viel von der Windrose durchlaufen nannte, zweitens hatte er, dessen erstes Ideal Elise Dalton gewesen war, ganz sachte ein Freifräulein aus alter Familie geheirathet, drittens sagten ihm boshafte Freunde nach, er sei förmlich melancholisch geworden, seit ein ebenfalls der Revolution abtrünnig gewordener Schriftsteller einen Orden erhalten habe, während Dr. Schaller noch immer kein Band in's Knopfloch knöpfen könne. „Kurz," sagte Cäcilie, „der Mensch hat so viele Bekehrungen durchgemacht, daß er ganz und gar umgewandelt sein muß, und dergleichen gewandte Waare mag ich nicht."

„Wer trägt denn in unserer Zeit nicht eine drei bis vier Mal gewendete Haut?" erwiderte ihr Schlieben, gegen den sie auf diese Weise ihren Unmuth ausließ, „denken Sie doch an Frankreich!"

„Was geht uns Frankreich an, und dann — es giebt auch Franzosen im Exil."

„Also exiliren hätte der arme Dr. Schaller sich lassen sollen! Heilige Cäcilie, wie gut, daß Sie nicht statt St. Peters die Himmelspforte hüten — wie viele arme Seelen würden da wieder umkehren müssen!"

„Reden Sie doch ernsthaft!"

„Das kann ich nicht, mir ist noch immer weinerlich zu Muthe — soll ich mit Ehren Salongraf bleiben, muß ich lachen dürfen."

„Nun, so lachen Sie!"

„Ich werd' es, mit Ihrer gütigen Erlaubniß," entgegnete er, „und Sie — thun Sie's mir zu Gefallen und sich selbst zu Liebe und sagen Sie Dr. Schaller etwas Angenehmes. Denken Sie, er schreibt eine Literaturgeschichte!"

„In der bin ich schon."

„Er schreibt jetzt die zweite Auflage, weil die erste nicht gegangen ist und da ist er es ganz gut im Stande, Sie das zweite Mal viel schlechter zu behandeln, als das erste Mal."

„Und deswegen soll ich mich zur Freundlichkeit gegen ihn zwingen?"

„Deswegen und — weil er doch ein Mal Ihr Gast ist. Und wird es Ihnen denn gerade bei ihm so schwer? Sehen Sie ihn sich an, es ist wirklich ein bildhübscher Mann."

„Das ärgert mich noch mehr an ihm — ich gönn' ihm solch Aeußeres gar nicht."

„Der arme Doktor! Nun soll er am Ende gar bucklicht sein, um Ihnen einige Milde einzuflößen."

„Nicht gar zu viel Nonsense, Schlieben," sagte Cäcilie mit der Miene eines Kindes, dem irgend etwas fehlt, ohne daß es weiß was. „Mir ist heute in meiner eigenen Wohnung so fremd zu Muth, als wüßt' ich gar nicht was eigentlich so viele berühmte und — bekannte Leute bei mir wollen. Und wo nur Wendelin bleibt!" schloß sie und sah verdrießlich nach der Thür.

„Ist denn die Gegenwart seiner erlauchten moralischen Physiognomie zu Ihrem Wohlbefinden unerläßlich?" fragte Hans, sie beobachtend. „Fast möchte man es glauben. Sie sehen gerade aus, wie ein kleines Mädchen, das sich ohne seinen Papa in fremder Gesellschaft fürchtet."

„Sie haben nicht Unrecht, es ist beinahe so," erwiderte Cäcilie dieses Mal ganz unbefangen, wenn gleich sehr zerstreut. „Ich bin so gewohnt daran, ihn hier zu sehen, wenn mehrere Menschen bei mir sind, daß seine ernsthafte Gestalt meinen Gedanken gleichsam als Anhaltspunkt dient. Und dann weiß ich gleich an seinem Gesicht, ob ihm, was ich sage und thue, recht ist oder nicht."

„Und seine Billigung oder Mißbilligung ist für Sie maßgebend? O, wie — selbstständig!"

„Ich kann es nicht hindern und nicht ändern. Es

mag sein, daß wir es so gewöhnt sind, gehofmeistert zu werden —"

„Daß es Ihnen fehlt, wenn es nicht geschieht? Nun diesem Bedürfniß kommt Wendelin bei Ihnen wenigstens mit genügender Abhilfe entgegen, sollt' ich meinen," sprach Graf Hans halb spöttisch und halb traurig.

Cäcilie sah, durch seinen Ton betroffen, fragend zu ihm auf. In seinen Augen war etwas wie Zorn und Mitleid zugleich. Sie wollte ihm eben antworten, da wurden die Thüren zum Nebensalon aufgemacht, wo das Souper servirt war. Seit dem vorigen Herbst nämlich bekam man keinen Thee mehr bei Cäcilien. Dazu war sie durch verschiedene Gründe bewogen worden. Erstens war sie persönlich der Meinung eines alten österreichischen Generals „Thee ist Wasser grüne." Sie trank ihn nur der Etikette wegen, wo es eben nichts Anderes zu trinken gab. Zweitens hatte sie allmählich durch Beobachtung die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutsche Literatur, nämlich durch ihre verschiedenen Bearbeiter repräsentirt, viel belebter und dadurch brauchbarer bei mehr männlichen Getränken sei, als bei dem weiblichen und diplomatischen Thee. Drittens nahm die Bereitung desselben sowohl ihre Aufmerksamkeit, wie ihre Zeit zu sehr in Anspruch, um ihr zu gestatten, das allgegenwärtige, zugleich anregende und harmonisirende

Element ihres Salons zu sein, und gegen aus der Küche oder selbst aus dem Vorzimmer hereingebrachten Thee hatte sie den Widerwillen der Tochter aus gutem norddeutschen Hause. So hatte sie denn bei ihrem Besuch im Elternhause es mit dem Papa abgemacht, daß er ihr Rhein-, Aar- und Moselweine besorgen solle. Bei seinen persönlichen Verbindungen mit den verschiedenen größeren und kleineren Besitzern, welche „Wein wuchsen," wie man am Rhein sagt, gelang es Herrn von Platen leicht, seinem Liebling ebenso ächte und originelle Sorten zu liefern, wie auf der berühmten Weinkarte der „Drei Mohren" im alten goldenen Augsburg nur immer paradiren mögen. Cäciliens Gäste fanden also an diesem Abend nebst einem, Grunow und Devries zu Ehren, sorgfältiger gewählten kalten Souper wirklichen Assendaler, wirklichen Ahrbleichert, einige von den feurigen Rothweinen des rechten Rheinufers oberhalb Bonn, Felsenwein von der Ergelerkei, Rattenberger, Aichenfelser und ächte kühle Mosel- und Seeweine. Grunow, obwohl er der Tradition nach am liebsten sogenannten Bordeaux trank, bequemte sich doch zum deutschen Rothwein und endigte damit, im Archenfelser eine ganz eigene Poesie zu entdecken.

„Ja," sagte Cäcilie lachend, „er hat mehr Poesie, als das Schloß, wonach er heißt."

„Sie kennen es?“ fragte Dr. Bergheim, Israelit, Arzt und Schriftsteller, Alles zusammen.

„Vermuthlich doch,“ antwortete sie, „da ich davon spreche.“

„Das letztere beweist keineswegs das Erstere,“ bemerkte Erdmann.

Sie sah lächelnd zu ihm hinüber, dann sprach sie zu Bergheim: „Meines Vaters Besitzung liegt unweit davon.“

„Ich begreife es noch immer nicht, wie Sie, am Rhein groß geworden, es hier aushalten,“ sprach in einem höchst düstern Tone ein junger Novellist, eines von den Talenten, welche hier im ersten Keimen gebildet und gepflegt wurden und daher namenlos bleiben können.

„Vielleicht halt' ich es eben aus, weil ich am Rhein groß geworden bin, und das Meer in meiner Kindheit gekannt habe. So ist mir denn diese, ich möchte sagen, nervöse Sehnsucht nach Naturpoesie und Naturromantik fremd geblieben, an der poetische Menschen, welche in einem Binnenland zur Welt kommen und in einer Stadt aufwachsen, so viel zu leiden haben. Denn nicht Jeder ist so glücklich wie Sie,“ sprach sie zu Erdmann.

Erdmann sagte, indem er sein Glas etwas erhob, sehr gelassen: „Ich frage, ob dieser vortreffliche Affen-

daler nicht mit viel mehr Genuß hier getrunken wird, wo in einem ordentlichen Salon ein Tisch gehörig gedeckt und beleuchtet ist, als in einer Dorfschenke am Rheinufer, unter einem Dach von Weinranken, an einem ordinären hölzernen Tisch und aus ungeschliffenen Gläsern."

„Oh nein, nein!" rief das junge Talent schwärmerisch.

„Die Sache ist nur, daß man in einer Dorfschenke am Rhein keinen Affendaler trinkt," sagte Cäcilie lächelnd. „Das Local dazu wäre in einem Hôtel am Rhein oder am Constanzer See."

„Ich bin der Meinung, wenn der Wein gut ist, schmeckt er überall gut," bemerkte zögernd Dr. Grant.

Devries widersprach ihm, bewies aus seinen vielen Reiseerfahrungen den Einfluß der Localität auf den Grad des Genusses, welchen Getränke und selbst Speisen gewährten. Es wurde hin und her darüber gestritten und manche culinarische Curiositäten kamen zur Sprache.

Guntram sagte endlich: „Ich weiß nun, warum das gnädige Fräulein uns nie weder Hummern noch Austern giebt, sie findet vermuthlich, es sei hier nicht die Localität, um sie zu essen."

„Ganz recht," sagte Cäcilie, „mein Eßzimmer

liegt zu weit von allen Meeren, und gereiste Hummern und Austern gehören nicht zu den Bekanntschaften, die ich gern machen möchte. Ja, wenn man sie räuchern könnte, wie Lachs oder Aal."

„Geräucherte Austern," sprach Guntram ernsthaft, „das ist vielleicht eine große Idee —"

„Der Küchenzukunft," sprach lächelnd Fräulein d'Elmar.

„Warum soll die Kochkunst nicht ebenso gut eine Zukunft haben, wie jede andere Wissenschaft?" warf Dr. Bergheim hin, indem sein scharfes, geistreiches Gesicht den Ausdruck des Speculirens annahm. „Denn sie ist eine, oder muß doch wenigstens eine werden, eine der Zweigwissenschaften der Hygienik."

„Ich würde sie lieber die Schwesterwissenschaft der Hygienik nennen," meinte Guntram, „denn es ist erstaunlich, was für einen Unterschied es macht, ob man Austern ißt oder Hummern."

„Guntrams Phantasie ist heute offenbar von Schalthieren eingeklemmt," bemerkte Katharina.

„Die dramatische Kunst hat auch noch eine Zukunft," sprach der Dr. Schaller, zum ersten Male seinen feingeschnittenen Mund öffnend, über welchen ein schwarzes Romanheldenbärtchen fiel.

Cäcilie blickte ihn an, ihr Blick drückte deutlich

die Verwunderung aus: „Kann denn der auch sprechen?“ Doch antwortete sie nicht, Erdmann dagegen sagte: „Wenn nicht meine beiden Dramen gänzlich verunglückt wären und ich mich folglich jeder Meinung über diesen Gegenstand enthalten müßte, so würde ich mir erlauben, die feste Ueberzeugung zu äußern, daß die dramatische Kunst nicht nur keine Zukunft habe, sondern daß sie sogar über kurz oder lang gänzlich aufhören werde.“

„Völlig Ihrer Ansicht!“ rief der Arzt. „Die Gesellschaft muß es endlich müde werden, in diesen sogenannten Sittenspiegel zu blicken, welcher ihr stets nur ein karikirtes Bild von sich selbst zurückgiebt.“

„Sie sind gewiß nicht Dramatiker?“ fragte Grunow.

„Ich entsinne mich wenigstens nicht, Ihnen je ein Drama zur Beurtheilung eingesandt zu haben,“ entgegnete höflich Dr. Bergheim.

„Das erklärt Ihre Ansicht,“ sprach Grunow abschließend. Erdmann schien er der Widerlegung gar nicht für werth zu achten.

Es würde eine Verstimmung eingetreten sein, hätte Guntram nicht mit höchst komischem Murren erklärt: er werde sich sein dramatisches Brod nicht vor dem Munde wegnehmen lassen. Schlieben gab ihm Recht, und die drei dramatischen Dichter fingen an, über ihr

Handwerk zu reden, indem Devries von Zeit zu Zeit einen glänzenden Erfahrungssatz dazugab.

Erdmann aß, trank und hörte zu. Er hatte ein unendlich überlegenes und ironisches Lächeln auf den praktisch beschäftigten Lippen. Cäcilie blinzelte ihm warnend zu. Er that unschuldig und verstand sie nicht.

Gleich darauf jedoch machte sie selbst es noch besser, d. h. noch schlimmer. Es war die Rede davon, wie gewisse Stoffe und Personen aus der Geschichte wieder und wieder dramatisch behandelt würden, und Dr. Schaller nannte als ein Beispiel Robespierre. Cäcilie, welche die letzten Minuten hindurch unablässig die Thür im Auge behalten hatte, Wendelin noch immer nicht eintreten sah und deshalb verstimmt war, Cäcilie wandte eben in diesem Augenblick ihre Aufmerksamkeit dem Gespräch wieder zu, und hörte, wie Frau Wendelin lebhaft sagte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, das ist ein garstiger Gegenstand. Ich bin eine gute Republikanerin, aber der Robespierre ist selbst mir zu viel — er war kurz und gut ein Ungeheuer."

Bevor der langsam denkende Dr. Schaller Worte genug zu einer beabsichtigten Apologie Robespierre's zusammen hatte, nahm Cäcilie das Wort und sprach: „Und ein Ungeheuer im kleinen Styl, ein gekämmtes, parfumirtes, wohlerzogenes, rechtliches Ungeheuer oder

Ungeheuerchen. Will man sich durchaus einen Helden aus jener Revolution holen, nehme man Danton, Marat selbst, meinetwegen, sie sind gräulich, aber sie haben doch Mark und Muskeln, aber dieses Robespierr'chen, dieses Advokatchen, dieses Dandytyrännchen — wie man in seiner mesquinen, spießbürgerlichen Entsetzlichkeit dramatischen Stoff entdecken kann, das begreif' ich nicht."

„Ich habe selbst Robespierre behandelt, gnädiges Fräulein," sagte Dr. Schaller sehr gekniffen.

Die ganze Tafel war, nur auf verschiedene Weise, gespannt, wie Cäcilie diese Eröffnung pariren werde. Erdmann sah maliciös aus, Guntram ruhig neugierig, Schlieben unruhig, Fräulein d'Elmar besorgt, Frau Wendelin erschrocken. War Cäcilie betroffen, so zeigte sie es nicht, sondern sagte freundlich und ruhig: „Da thut es mir um Ihre Zeit und Ihre Mühe leid, Herr Doktor. Haben Sie erst kürzlich diesen undankbaren Versuch gemacht?"

„O nein, schon vor mehreren Jahren," antwortete, betreten durch ihre Ruhe, der Dichter des Robespierre.

„Das ist mir lieb," sagte sie, „da brauch' ich nichts Böses davon zu sagen."

„Wären Sie denn überhaupt genöthigt, etwas darüber zu sagen?" fragte Grunow.

„Wenn man es mir zusendete? Auf ein Werk mit

einem so bekannten Namen wie Dr. Schallers darf doch nicht durch Stillschweigen geantwortet werden?"

„Aber haben Sie denn die Kritik in der deutschen Revue?"

„Die belletristische. Da ich nicht selbst producire, bin ich in diesem Fache am zuverlässigsten, wenn auch nicht am competentesten. Die Werke, welche in meines schlagen, bespricht Dr. Grant."

Der Hauptredacteur verbeugte sich, als hätte Cäcilie ihm etwas Verbindliches gesagt. Schlieben stellte sich als staatsökonomischer Recensent vor.

„Sind Sie auch politischer, Graf?" fragte Grunow.

„Nein," antwortete Cäcilie, „dazu ist er Herrn Wendelin nicht conservativ genug."

Das junge Talent ließ jetzt seine Stimme hören und sagte: „Schüchterne Bestrebungen der Muse, welche zu stammeln beginnt, können in keine sanfteren Hände fallen, als in die des gnädigen Fräuleins."

„Diese schönen Hände fassen wohl schonender an, als die meinigen?" fragte Dr. Bergheim.

„O Ihre," sagte das junge Talent mit dem Ausdruck vorwurfsvollen Abscheus, „die fassen nicht, die greifen, die foltern, die zerreißen."

Dr. Bergheim besah sich seine Hände. „Ich muß nur sehen, ob mir nicht wirklich Klauen gewachsen sind."

„Was haben sie denn mit dem Kinde vorgenommen, daß es Sie so entsetzt und anklagend anstarrt?“ fragte Cäcilie lachend den Arzt. „Ihm eine Novelle corrigirt,“ antwortete Dr. Bergheim, welcher ein belletristisches Album redigirte.

„Das nennt er corrigiren!“ fiel das junge Talent ein. „Kein Satz ist geblieben wie er war, anstatt daß ein Haus abbrennt, läßt er's durch Ueberschwemmung zerstört werden, den Helden, den ich leben ließ, macht er todt, kurz, es ist die rücksichtsloseste Willkür, womit er verfahren ist, und dabei hat er mir die Novelle noch zurückgeschickt.“

„Das heißt allerdings für einen Republikaner etwas autokratisch verfahren,“ meinte Katharina. — „Dr. Bergheim bewundert nicht umsonst Garibaldi,“ sagte Cäcilie, „aber, bester Doktor, man kann in Allem etwas zu viel thun, selbst im liberalen beglückenden Despotismus das Zurückschicken der corrigirten Novelle dünkt mir dieses Zuviel. Da sie ein Mal zurück mußte konnte sie doch so heimkommen, wie sie ausgegangen war.“

„Mein Gott, es ist ja nur zu seinem Besten geschehen!“

„Zu meinem Besten!“ wiederholte höhnisch das junge Talent.

„Ja, Bester, zu ihrem wahren, wirklichen Besten,

sagte, ihm beschwichtigend zuredend der Arzt. „Sie glauben nicht, wie schülerhaft Ihre Novelle war.“ Unwillkürlich lachte Alles über die Art, auf welche Bergheim, das junge Talent tröstete. Dieses schnitt ihm ein sehr wüthendes Gesicht, er ließ sich dadurch in seinen gutmüthigen Bemühungen nicht stören, sondern stellte dem gekränkten Talent vor, wie fördernd, wie nothwendig eine freundschaftliche Kritik sei. „Das nächste Jahr,“ schloß er, schreiben Sie gewiß eine viel bessere Novelle, und die bring' ich dann.“

„Sie? Ihnen geb' ich nie wie wieder eine, und wenn ich noch tausend Novellen schriebe!“

„Was diese Autoren reizbar sind — es ist merkwürdig,“ sprach im Tone philosophischer Betrachtung Dr. Bergheim.

Grunow gab ihm ernsthaft Recht, auch in Bezug auf sein Verfahren als Redacteur. „Ich halte es gleichfalls für meine Pflicht, in den Arbeiten, die ich aufnehme, Fehler zu verbessern.“

„Danken Ihre Mitarbeiter es Ihnen, besser als mir die meinigen?“ fragte Dr. Bergheim mit Interesse.

„Einige, ja, andere sind freilich eigensinnig. Da hab' ich z. B. einen weiblichen Eisenkopf, der nimmt lieber drei Novellen zurück, ehe er in die Aenderung einer einzigen Zeile willigte.“

Doktor Bergheim sagte: „Es wäre unglaublich, wüßten wir nicht aus Erfahrung, daß selbst geistvolle Frauen höchst beschränkt sein können."

Das junge Talent verschwor sich im Stillen, Grunow nie eine Novelle zuzusenden, Cäcilie lachte und sagte: „Ich kenne den Eisenkopf und weiß, warum er nicht leisten kann, was Sie von ihm verlangen. Er sagt, Sie wollten in jeder kleinen Novelle die Nemesis haben, und das wäre ihm zu tragisch. Ja, er behauptet sogar, die Nemesis hätte die Absicht zu erkennen gegeben, um ihren Abschied und um eine Versorgung einzukommen."

„Meinetwegen?" —

Cäcilie nickte schelmisch. Grunow hatte halb Lust ungnädig zu werden, indessen er besann sich eines Bessern trank etwas Archenfelser und sagte gutmüthig spöttisch: „Nun da soll sie nur nicht von mir pensionirt werden wollen, denn ich habe kein Geld."

„Undankbar sind Sie übrigens doch, so gut wie alle Frauen," sprach er dann zu Cäcilien, „Sie haben noch nicht mit einer Sylbe nach einem Ihrer frühern Anbeter gefragt." —

„Nach Dr. Wiesner?" antwortete Cäcilie gleichgültig. „Wie geht's ihm denn?"

„Er wird nächstens Fräulein Ellrich heirathen,“ entgegnete Grunow mit der Ruhe, welche einer überraschenden Nachricht erst ihre volle Wirkung giebt. Auch war Cäcilie wirklich erstaunt, denn sie sagte: „bless me“ dann fragte sie: „der Haß also war —“

„Unbewußte Liebe,“ entgegnete Grunow.

„Der Kampf?“

„Zürnende, thätliche Liebe.“

„Und jetzt ist zwischen beiden —“

„Erkannte, ausgetauschte und gegenseitig beseligende Liebe.“

„Nun, meinen Segen haben sie,“ sagte Cäcilie.

Da trat endlich Wendelin ein. Ermüdet, abgearbeitet, nicht sehr freundlich, im Gegentheil deutlich verstimmt. Dennoch war es Cäcilien, als sei sie erst jetzt zu Hause bei sich, sie wurde glänzender, fröhlicher, liebenswürdiger als sie den ganzen Abend über gewesen war, und erst lange nach Ein Uhr verließ Schlieben als der letzte Abschiednehmer mit einem starken bedeutungsvollen Händedruck ihren Salon.

Fünftes Capitel.

Ein zweiter literarischer Salon.

Es kommt für einen Menschen unendlich viel, ja, Alles vielleicht darauf an, ob er zur rechten Zeit erscheint.

Wäre der Baron Rüstow, der Cousin der Präsidentin von Amstetter, welcher seiner Cousine als Reisebegleiter diente, im vorigen Herbst gekommen, statt in diesem, er hätte Cäcilie schwerlich umsonst verehrt.

Ja, wär' er selbst nur im Frühjahr gekommen, bevor oder kurz nachdem die Amerikanerinnen erschienen waren, es wäre immer noch zum rechten Augenblick gewesen, da nahm Cäcilie noch nicht den Platz in der Tagesliteratur ein, welcher ihr seitdem durch dieses wirklich ernst gedachte und ernstlich gearbeitete Buch bereitet worden war. Cäcilie war zwar schon halb die Schriftstellerin in der Mode, aber noch nicht ganz, nicht so, daß ein Mann von Familie und

Vermögen ihr nicht etwas zu bieten vermocht hätte, was sie selbst noch nicht besaß, sie wäre dem Baron Rüstow für seine bescheidene Verehrung, die sich ihr gleichsam immer nur wie um Entschuldigung bittend näherte, dankbar gewesen, und hätte ihm diese Erkenntlichkeit vielleicht selbst dadurch bewiesen, daß sie, um Hans zu bestrafen, der sie auf die Gräfin warten ließ, Baronin Rüstow geworden wäre. Jetzt — brauchte sie so wenig ihn, wie Hans Schlieben, und sagte das auch der Freundin, als die eines Morgens leise für ihren Cousin plaidirte. „Wozu soll ich ihn heirathen?“ fragte sie.

„Wozu? wozu?“ wiederholte Frau von Amstetter, ein wenig aus der Fassung gebracht, „Nun wozu man einen Mann zu heirathen pflegt — um Frau zu werden.“

„Und wozu soll ich Frau werden?“

„Um nicht Mädchen zu bleiben und altes Fräulein zu werden. Du kannst eine arme Freundin mit Deinen Wozu's? in Verzweiflung bringen, Cilly.“

„Verzweifle nicht, Erneste. Es ist kein Grund dazu da. Ich befinde mich völlig wohl, wie ich bin. Altes Fräulein werd' ich nicht. Erstens sind doch immer noch einige Jahre hin bis zu diesem verhängnißvollen Markstein im weiblichen Leben, und zweitens würde ich

erreiche ich ihn auch, ihn ohne Schaden passiren. Ich habe, gleich einer Chanos, Frauenrang und Frauenstellung. In Frankreich würde mich Niemand mehr Mademoiselle nennen."

„Aber darum bist Du's doch nicht minder!" sagte Frau von Amstetter in einem so trübseligen Ton, daß Cäcilie zu lachen anfing und ausrief: „Wenn man Dich hörte, sollte man meinen, es wäre das größte Unglück von der Welt."

„Das größte nicht, aber ein ernstliches wohl," antwortete Frau von Amstetter mit Entschlossenheit.

Cäcilie legte sich in den Schaukelstuhl zurück, sah die Freundin fein und schelmisch an und schwieg.

„Ich sag's und ich behaupt' es," fuhr die Präsidentin fort, „Du magst mich noch so heillos moquant ansehen. Die Ehe ist der einzige gesetzmäßige Zustand, in welchem ein weibliches Wesen existiren darf, wohlverstanden, wenn es bei ihm steht, ihn zu wählen."

„Es ist gut, daß Du wenigstens diese Ausnahme machest," bemerkte Cäcilie mit Gravität.

„Du bist recht unangenehm geworden, Cilly," erwiderte Frau von Amstetter geärgert. „Ganz anders."

„Um mich zu verändern bin ich ja eben eine freie Frau geworden."

„Das hättest Du bleiben lassen können."

„Das ist eine alte Geschichte!“ summte Cäcilie, die Freundin mit ihrer Sucht Dichter zu citiren scherzhaft parodirend.

„Cilly!“ Die Präsidentin bat mit Ton und Blick.

„Erneste!“

„Sei doch vernünftig!“

„Version: nimm den Baron Rüstow, Erneste, ich kann's wirklich nicht, er ist immer zu glatt gekämmt und angezogen.“

„Nun, so nimm Schlieben, der ist nachlässig genug in seiner Eleganz und sein Haar revoltirt ewig.“

„Sein Haar ist nicht blos wie er, zukünftig, sondern schon gegenwärtig republikanisch. Aber es ist wahr, ich habe die Wahl, zwischen einem untadelhaft gekämmten und einem unge — nicht so, das wäre zu viel, einem genialgekämmten Verehrer.“

„Die Präsidentin saß so komischtrostlos auf ihrem niedrigen Sopha da, daß Cäcilie von ihrem Schaukelstuhl aufsprang, die Freundin beim Kopf nahm und lachend abküßte. „Du bist eine liebe, drollige Seele,“ sagte sie. „Sollte man nicht meinen, Dein, mein, unser Aller Heil hinge davon ab, daß ich meine Fingerspitzen auf des Barons Fingerspitzen legte und mich von ihm erst zum Altar, dann an den Hof und zuletzt auf seine Güter führen ließe? Aber, Herz, ich habe keine Vocation, das

Alles zu thun und dann bis zum Ende meiner Tage in Meklenburg vornehm zu sein. Dazu würde, wenn auch nicht jede, so doch manche Andere sich zehn, hundert Mal besser eignen als ich, z. B. gleich die jüngste Schwester Katharinens, die schlanke, scheue, ernste Margareth. Laß Rüstow seine Verehrung von mir auf Margareth Kronegk übertragen, da ist uns Allen geholfen, Dir, indem Du ihn verheirathest, mir, indem ich ihn nicht zu heirathen brauche, und ihm, indem er eine ebenso brave wie convenable Frau bekommt."

„Cilly, wie Du redest! Gerade, als wäre ein Gefühl ein Wechsel, der sich auf jeden beliebigen Namen überschreiben ließe!"

„Erneste, hältst Du mich wirklich für so einfältig, daß Du mich überreden willst, mich von Deinem Cousin geliebt zu glauben?"

„Geliebt — wie verstehst Du das? Du hast doch nicht so schlechten Geschmack bekommen, daß Du Leidenschaft verlangst? Die wird Rüstow nie empfinden, dazu ist er zu — zu —" die Präsidentin suchte.

„Zu — proper," schlug Cäcilie vor.

„Wenn Du es willst, ja," entgegnete Ernestine piquirt. „Die englische Propriety ist eine vortreffliche Sache, ich wünschte, wir hätten mehr davon, in unserm deutschen Leben —"

„Haben wir noch nicht genug davon? Ach, Erneste."

„Cilly, wie Schlieben Dich amerikanisirt, vulgarisirt hat, es ist schrecklich! Du hast jetzt Humor!" Die Präsidentin sagte das mit aufrichtigem Entsetzen.

Cäcilie antwortete zerknirscht: „Ich fürchte sehr, Erneste, ich habe Humor gelernt, darum eben kann Dein Cousin Nichts mit mir anfangen. Denke Dir doch, eine humoristische Baronin Rüstow an der Seite eines so — propern Baron Rüstow — es geht wirklich nicht, Erneste."

„Cäcilie, liebe Herzenscäcilie, komm' aus dieser verwünschten emancipirten oder literarischen Stimmung nur auf einige Minuten zu Dir selbst und überlege Dir, was ich Dir sage. Sieh, Deine sogenannte Frauenstellung — ich bin stolz, glücklich, daß Du sie Dir erworben hast, blos durch Dich, mein einziges Kind — gestern bei Kronegks — es war meine Freude zu sehen, mit welcher Achtung sich Alle Dir näherten —"

„Es war sehr schmeichelhaft," sagte Cäcilie. „Sogar der Hofmarschall war huldvoll, artig. In diesem Winter kann ich mich an eine Familie anschließen und mich bei Hofe vorstellen lassen."

Nun Cäcilie erreicht hatte wonach sie die beiden Jahre ihres literarischen Lebens mit solcher zornigen, schweigenden Energie gestrebt hatte: den freien Eintritt, in die Kreise, welche selbst heute noch der Zeit verschlossen sind, nun spöttelte sie über

das Erreichte, Cäcilie war trotz ihrer Kritik, ihrer Selbstständigkeit und ihrer Unabhängigkeit, doch noch ganz und gar Mädchen — kleine Dinge waren für sie große, Widerstand reizte ihren Trotz, Versagtes ihr Gelüst. Hatte sie es dann, war sie wo sie hin gewollt hatte, that man ihr den Willen, hatte sie sich imponirt, dann war es gut, da wurde sie wieder so ruhig, so gelassen sorglos wie immer, da sah sie aus, als gäbe sie sich nie Mühe, als käme Alles so von selbst zu ihr und sie nähme es aus Gnade an. Diese kleinen weiblichen Schwächen bei ihrer starken Frauenkraft gaben ihr eben so viel Reiz und übten auf die verschiedenartigsten Gemüther die gleiche Anziehung aus. Davon wußte jedoch Cäcilie nichts. Sie war gerade in diesen Wahrnehmungen unerfahrener, wenn man will ungeschickter, als hundert kleine Pensionärinnen. Da sie nicht das Bedürfniß der „kleinen Leidenschaften" hatte, welches oft mehr als die Eitelkeit die Ursache der Kokettierie ist, so fiel es ihr auch nicht ein, daß sie Unruhe, Verlangen und Wünsche erregen könne. Mit einem Worte, sie glaubte sich schätzungswerth, auch geschätzt, selbst liebgehabt, aber nicht geliebt. Sogar nicht von Schlieben, trotz seiner neulichen wunderlichen und stürmischen Werbung, trotzdem, daß er geweint hatte. „Er war eben böse, daß er mich nicht gleich bekam, als er sich endlich entschlossen hatte mich zu wollen;"

so erklärte sie sich seine Thränen. „Und jetzt obstinirt er sich, denn eigensinnig ist er, wie alle Männer,“ sagte Cäcilie bei seiner fortgesetzten, jetzt aller Welt offenkundigen Huldigung. Sie beurtheilte gern die einzelnen Männer durch einen das ganze Geschlecht umfassenden Aphorismus, nur Wendelin war davon ausgenommen. Ihn beurtheilte sie ganz einfach immer nur nach ihm selbst. Frau von Amstetter hatte bereits eine leise Ahnung von dieser Ausnahmestellung, die Wendelin bei Cäcilien einnahm, obwohl Wendelin gerade jetzt selten kam, Cäcilie noch seltner von ihm sprach, und Frau von Amstetter folglich ihn wenig gesehen und ebenso wenig von ihm gehört hatte. Dennoch fürchtete sie ihn, denn sie besaß im höchsten Maß und in der größten Feinheit jenen weiblichen Instinct, der da scheinbar ohne Grund warnt. Sie fühlte es, ohne zu wissen warum, daß sie ihr Projekt in Bezug auf ihren Cousin und Cäcilie, sollte es gelingen, dringlich betreiben müsse. Da es ihr ungemein am Herzen lag, der lebhafteste Wunsch war, den sie seit vielen Jahren gefaßt hatte, so wurde sie etwas allzudringend und erinnerte sich nicht, daß Cäcilie noch niemals und von Niemand zu etwas Entscheidendem überredet worden war. Auch jetzt sah es mißlich damit aus: Sie hob alle Vorzüge der Partie heraus. Cäcilie erkannte sie alle an, „aber ich bedarf

ihrer nicht," sprach sie. „Einen Namen? Ich hab' ihn und einen guten Rang? Ich bin überall, cour- und sogar stiftsfähig. Vermögen. Ich habe mehr als ich bei meiner guten Wirthschaft brauche. Stellung? Die hab' ich mir errungen."

„Aber Herz, doch immer nur eine precäre."

„Wenn ich meinen Platz nicht behaupten kann, verlier ich ihn ebenso gut als Baronin Rüstow, wie als Cäcilie von Platen."

„Aber heirathet man denn nur um des Aeußerlichen willen?"

„Gar nicht, nur giebt's hier eben nichts Innerliches, was mich bewegen könnte."

„Du willst immer noch behaupten, daß Rüstow Dich nicht liebt."

„Und Du willst immer noch behaupten, daß er es thut. Erneste, dieses Heirathschmiedenwollen taugt Dir Nichts, Du fängst dabei an zu lügen."

„Auf meine Ehre, Cäcilie, Rüstow verehrt Dich wie keine andere Frau, adorirt Dich —"

„Das fehlte noch!" unterbrach Cäcilie ärgerlich lachend die Freundin. „Ein für alle Mal, ich mag nicht adorirt sein."

„Aber Dein ganzer Salon von Vasallen adorirt Dich."

„Auch heirathe ich keinen Einzigen von ihnen.“

„Wen willst Du denn da heirathen?“

Cäcilie seufzte auf. „Erneste, Du bist recht langweilig. Muß denn geheirathet sein?“

„Ja.“

„Und das sagst Du!“

Die Präsidentin blickte gleichsam in ihre Erinnerungen zurück. Ihre schönen blauen Augen wurden feucht. „Cilly,“ sagte sie weich, „so sehr Du anscheinend Recht hast, Dich über meinen Mann zu moquiren, siehst Du, wenn Gott ihn mir heute abnehmen wollte, und ich hätte die freie Wahl, ob ich ihn fahren lassen oder behalten wollte —“

„Du behieltest ihn?“

„Ja, Cilly.“

„Weil Du lächerlich gut bist.“

„Nein, weil ich — Amstetter lieb habe,“ sagte die Präsidentin verschämt, wie ein junges Kind, welches seine erste Neigung bekennt.

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ sagte Cäcilie, von der Freundin fortgehend, in einem seltsamen, geringschätzenden Zorn gegen diese.

„Im Gegentheil, laß uns davon sprechen,“ erwiderte Frau von Amstetter. „Wir haben es bis jetzt immer vermieden, und es hat Dir doch immer auf den

Lippen gebrannt und gezuckt. Besser, daß Du es einmal heraussagst, als daß Du weiter so leise daran herum stichelst wie ein Rosendorn. Was ist Dir an meinem armen Alten nicht Recht?"

Cäcilie wollte erst schmollen und schweigen, ein Unmuth von zehn Jahren aber kann der Gelegenheit nicht widerstehen, sich Luft zu machen, und so brach sie heftig heraus. „Mir ist Alles an ihm nicht recht, er ist mir überhaupt nicht recht. Wär, er irgend einer Andern langweiliger Alter möcht' er's sein, da ließe man ihn sitzen, ich wenigstens, aber daß er Dein Alter ist, das verzeihe ich ihm im ganzen Leben nicht."

„Hu!" sagte Frau von Amstetter wehmüthig lächelnd. „Da tobt ja wieder ein Mal die kleine Cilly von früher. Es war selten daß Du böse wurdest, aber wurdest Du's, dann kam's gut. Auch jetzt — wie sie roth ist!" sagte sie, haschte nach Cäciliens Hand, fing sie und zog daran das schmollende Mädchen an sich. „Die Gerechtigkeit muß man Dir aber lassen: es war immer für Andere, daß Du Dich ereifertest. Für mich brauchst Du's nicht, Cilly. Laß' immer hin einen Strahl Deiner Gnade auf Amstetter fallen, es wird spät sein, aber doch besser als niemals, und er hat's wirklich um mich verdient."

„Er um Dich!" sagte Cäcilie achselzuckend. „Auf welcher Seite bei Euch das Verdienst ist, daß weiß man."

„Man weiß es nicht, wenn man es ganz auf der meinigen glaubt, wie Du. An dieser Parteilichkeit sieht man recht die Emancipirte, mit ihrem Feldgeschrei: woman for ever! Du lachst — wenn Ihr's nicht ruft so denkt ihr's. Du z. B. hast Dein ganzes Leben, d. h. Deine ganze Jugend lang gedacht: Ernestine against Amstetter. Herz, Du thust ihm und mir zu viel, nur jedem von uns auf andere Weise. Wir sind nicht gar so vortrefflich, liebes Kind. Als ich Amstetter heirathete war ich nicht sehr liebenswürdig. Ich hatte einen Andern im Kopfe und auch im Herzen, einen schönen, gewandten unterhaltenden Mann, ganz das Gegentheil von meinem trocknen, steifen, wortkargen Assessor, der immer gleich zu wortreich wurde, wenn er ein Mal in's Reden kam. Den Namen des Geliebten mag ich Dir nicht nennen, Du könntest ihn irgendwo treffen, und ich möchte nicht, daß Du meine alte Passion in ihm erkenntest. Damals war ich um ihn unglücklich nach allen Regeln. Er liebte mich ungemein, aber doch nicht genug um mich gegen die Wünsche seiner Eltern zu heirathen, denn mehr als Wünsche, etwa einen Willen oder gar ein Verbot hatten sie ihm nicht entgegengesetzt. Was dank' ich's ihnen jetzt, Cilly, daß Sie mich nicht mochten! Siehst Du, er trinkt und soll bisweilen seine Frau und seine Kinder mißhandeln. Das wäre also mein Loos

gewesen, wäre meine Liebe vom Glück begünstigt worden."

„Wenn er Dich bekommen hätte — wer weiß, ob nicht der Gram —"

„Nein, Cilly," unterbrach Frau von Amstetter herzlich lachend diesen Rechtfertigungsversuch, „der Gram um mich ist's nicht gewesen. Mein Ideal bekam später im Leben ganz einfach einen zu großen Durst —"

„Und darum ist die Moral Deiner Geschichte: Wenn eine Frau nicht im Trunk gemißhandelt werden will, muß sie von ihren Bewerbern den trocknen und langweiligen nehmen, und den liebenswürdigen und gewandten einer Andern überlassen, welche die Gefahr nicht kennt —"

„Nein, Du böses Mädchen, die Moral ist: Daß Gott besser weiß, als wir, was uns gut ist und daß wir daher nicht unbedingt unsern Meinungen folgen müssen —"

„Aber müssen wir unbedingt gegen unsere Neigungen handeln, um glücklich zu werden?"

„Wer sagt denn das?"

„Du, indem Du mir zu Deinem lieben Cousin zuredest. Das wäre gänzlich gegen meine Neigung."

Sechstes Capitel.

Ein saubrer Herr.

Frau von Amstetter schwieg für dieses Mal, gab aber darum ihren Plan nicht auf. Sie dachte: „Auf ein Mal geht selten etwas, allmählich geht fast Alles." Leise, ohne daß Cäcilie es fühlte, wodurch jedem Sträuben von ihrer Seite vorgebeugt wurde, versuchte die Präsidentin das junge Mädchen aus der Literatur heraus und wieder hinüber in die Gesellschaft zu ziehen. Die Gräfin Kronegk war, der Frau von Amstetter wegen, früher als sonst vom Lande hereingekommen, zu ihr mußte Cäcilie zuerst, mußte Einladungen folgen, welche so dringend direkt waren, daß sie dieselben nicht länger indirekt ablehnen konnte. Aus dem Kronegk'schen Hause wurde sie in andere Häuser geführt, es waren schon mehrere offen, der ungewöhnlich rauhe Herbst

trieb die Gesellschaft vorzeitig in die Winterquartiere. Fräulein d'Elmar machte nun auch ihre Ansprüche geltend, Ansprüche, die älter waren, als alle, und die Cäcilie auch bereitwilliger als sämmtliche andere anerkannte. So fand sie sich denn plötzlich häufig außerhalb ihres eigenen Salons unter bekannten Namen und unbekannten Menschen. Auch sie war bekannt und unbekannt zugleich, hatte den Reiz einer neuen Curiosität, gefiel sehr, sobald man sie persönlich kennen lernte, genug, ihre Aufnahme war glänzend. Sie äußerte ein Mal gegen Schlieben: „Man behandelt mich fast wie den verlornen Sohn." Schlieben fragte: „Mißfällt Ihnen das Kalbschlachten? Mir scheint's nicht."

„Keinesweges," sagte sie lächelnd, „für eine Zeit ist's ein angenehmer Diätwechsel, zur Alltagskost kann man ja immer zurückkehren."

„Es kommt nur darauf an, ob sie nachher noch so mundet."

„Wenn es die eigentliche ist, die einem zugesagt."

Auch war Frau von Amstetter nicht etwa so taktlos, Cäcilie gleich definitiv aus ihren Verhältnissen entführen zu wollen. Sie kam ebenso oft, wenn nicht öfter zu Cäcilien, wie diese sich überreden ließ, sie zu begleiten, und was noch mehr war, sie würdigte Cäciliens Kreis und gefiel sich darinnen. Freilich wußte sie, daß

sie nur auf Gastrollen da war, und das machte es ihr leicht, mit Grazie zu spielen. Auch waren alle entzückt von der liebenswürdigen ältern Freundin Cäciliens, und Niemand ahnte, daß die allerliebste Frau unter ihrer treuherzigen Freundlichkeit den Vorsatz verbarg, den Salon, wo sie so anmuthig plauderte, durch den eleganten Baron Rüstow mit seiner Hand schließen zu lassen.

Niemand außer Wendelin. Er, der unabhängige bürgerliche Conservative, der mit den Aristokraten auf dem Fuße völliger Gleichheit stand, weil er nicht nur nie etwas von ihnen begehrte, sondern im Gegentheil viele von ihnen schon bezahlt hatte, er wußte wie unmöglich es der deutschen Aristokratie im Allgemeinen noch ist, mit der Literatur ohne Rückhalt zu fraternisiren. Er wußte, was die Präsidentin, ihren Ueberzeugungen nach, für Cäcilie wünschen und anstreben mußte. Und endlich war Cäciliens Nähe ihm allmählich so eins mit der Lebensluft geworden, daß ihn ein Ahnungsgefühl ergriff, nun sie ihm entzogen werden sollte. Genug, als eines Tages seine Mutter kein Ende im Lobe der Präsidentin finden konnte, die sich den Abend vorher eine ganze Stunde ausschließlich mit ihr unterhalten und sogar ihre republikanischen Kühnheiten mit holdseligem Lächeln angehört hatte, sagte Wendelin

bitter scherzend: „Auf etwas, liebe Mutter, mußt Du Dich noch von Seite dieser liebenswürdigen Frau vorbereiten."

„Auf was?" fragte lebhaft Frau Wendelin. „Daß sie sich bei uns zum Thee einladet? Das wird sie hoffentlich doch nicht thun, ohne mir vorher einen Besuch zu machen, denn sonst käme es wie Herablassung heraus, und die lasse ich mir von Niemand gefallen, selbst nicht von solch einer allerliebsten Präsidentin."

Wendelin lächelte herb. „An einen Thee bei uns denkt Frau von Amstetter nicht, aber daran denkt sie, uns Cäcilie als Baronin Rüstow zu entführen."

„Das wäre ja intrigant. Uns lauter Freundlichkeit zeigen und dabei dergleichen gegen uns complotiren — denn, Karl, das erkläre ich Dir, Cäcilie kann ich nicht entbehren."

„Leicht wird es nicht gerade sein, aber wir werden's müssen."

„Cäcilie thut's nicht," sagte Frau Wendelin mit Entschiedenheit. „Sie bleibt bei uns."

„Schwerlich. Sie wird mit großer Geschicklichkeit mehr und mehr in ihre frühere Welt zurückgezogen und es ist gut, denn bei uns war sie doch nur zu Gast. Frau von Amstetter hat alles mögliche Recht, so zu verfahren, wie sie thut."

„Recht! ein schönes Recht," brach Frau Wendelin, die sich mit jedem Worte ihres Sohnes mehr und mehr geärgert hatte, entschieden los. „Was haben denn die vornehmen Herrschaften an unserer Cäcilie gethan, das möcht' ich wissen? Sie zwei Jahr lang sitzen lassen. Wenn sie während dieser zwei Jahre vergangen und verkommen wäre, es hätte kein vornehmer Mensch nach ihr gefragt. Wir dagegen, wir haben sie an und aufgenommen, wir haben sie geliebt und zu der unsern gemacht, und wir sollten keine Rechte an sie haben? Lächerlich!"

„Mit dem Sitzenlassen ist es nicht gar so arg gewesen," sprach Wendelin, als seine lebhafte Mutter Athem schöpfte. „Erstens haben die Rochlitzen sich ihr' gleich oder wenigstens bald genähert, zweitens geschah ihr nur, was sie selbst gewollt hat: sie wollte unabhängig trotzen, man ließ ihr die Zeit dazu. Jetzt scheint sie zur Besinnung zu kommen und zu fühlen, daß sie, wie jeder Mensch, doch nur in der ihr angeborenen Sphäre wirklich daheim sein könne. Mir ist es lieb, denn es ist ihr Bestes, und das zu wünschen darf uns kein Bewußtsein dessen abhalten, was wir an ihr verlieren werden."

„Ja, so bist Du immer," sagte Frau Wendelin, ihren Sohn mit einer Mischung von Verdruß und Zärt=

lichkeit betrachtend. „Alles für Andere, nichts für Dich. Gott weiß, wie Du Buchhändler geworden bist, und wie Du mein Sohn sein kannst!“

„Du giebst Dir sehr viel Mühe, Dich zu einer rechten Egoistin zu machen, aber es glückt Dir doch nicht, Mutter,“ sagte er und bot ihr die Hand.

Sie gab ihm einen kleinen Schlag darauf, ging bis an die Thür, drehte sich dort um und sagte: „Ich kann solche unnütze Aufopferei nicht leiden.“

„Es ist ja hier von keinem Aufopfern die Rede, nur von einer vernünftigen Heirath.“

„Schöne vernünftige Heirath! Mit diesem dummen Baron.“

„Der Baron ist nicht so übel,“ fing Wendelin wieder an, aber jetzt hatte die Mutter es satt und verfügte sich mit ihrer ungnädigsten Miene in die Küche, wo diesen Morgen nicht die Sonne schien.

Uebrigens hatte Wendelin ganz Recht: der Baron war nicht so übel, er war sogar in seiner Art recht ausgezeichnet. Was man in Oestreich einen „saubern Herrn“ nennt. Man konnte ihm nie etwas vorwerfen oder etwas an ihm tadeln, er war mit seinem Betragen sowohl, wie mit seiner Toilette — Männer wie Baron Rüstow machen Toilette, ziehen sich nicht blos an — also mit seiner Person wie mit ihrem Zubehör war er stets in der vollkom-

mensten Ordnung. Seine Wäsche war die feinste und einfacheste, der Stoff zu seinen Sachen immer der neueste, aber zugleich der solideste, nie duftete er nach einem Parfüm, nie glänzte er durch Knöpfe oder Nadeln, was er nöthig hatte, war von mattem Gold und nur der größten Nothwendigkeit wegen vorhanden. Seine einzige Verschwendung bestand in Handschuhen, er zog höchst ungern, ein Paar öfter als ein Mal an, selbst dunkle oder dänische. Auch geschah es nur, wenn sein Vorrath fast erschöpft war, und er befürchtete, der neue könne nicht rechtzeitig eintreffen. Er trug nämlich nur Wiener Handschuhe. Ein Mal hatte er sich in Namür überreden lassen, zwölf Dutzend mitzunehmen, aber diese Untreue gegen die Wiener ängstigte ihn die ganze Zeit über, wo er die belgischen trug, und seitdem kam nie mehr ein anderer Handschuh als ein Wiener an seine feinen Hände, deren Nägel wahre Muster von Politur waren.

Der ganze Mann war ein Muster von Politur. Trotz seines hohen Wuchses und seiner kräftigen Glieder trat er leise auf, bewegte sich geräuschlos, sprach nur mit der sanftesten Stimme. Dabei hatte er nichts Geckenhaftes, nichts Geziertes, nichts Lächerliches, die unaufhörliche Dämpfung aller Lebensäußerungen entsprang bei ihm völlig naturgemäß aus der allgemeinen Gesittung und aus einer großen Bescheidenheit. Die hatte er, ebenso

eine wahre Höflichkeit, die beide in seiner Gesinnung wurzelten. Seine Gesinnung war überhaupt die ehrenhafteste, er war voll Delikatesse, ohne alle „Morgue,“ ein rücksichtsvoller, gewissenhafter, durchaus braver Mensch. Nicht weichlich; er hatte kühlen Muth und ertrug Unbequemlichkeiten und Anstrengungen mit Sanftmuth. Ohne Prätensionen, denn er begnügte sich, wo es sich traf, ruhig mit dem Einfachsten und rechnete sich diese Anspruchlosigkeit auch nicht als Verdienst an. Seine Bildung war schätzenswerth — er kannte z. B. alle germanischen Sprachen, und hatte sich mehr als dilettantisch mit den Naturwissenschaften beschäftigt. Die Skepsis jedoch, welche vorläufig noch das Ergebniß derselben ist, hatte sein tiefes religiöses Gefühl allmählich beunruhigt und er fing jetzt an, sich entschieden dem Naturmysticismus zuzuwenden.

Wie gerade der Baron mit dieser Art und diesem Charakter sich Cäcilie zum Gegenstand seiner Gedanken erkoren hatte, das wäre ohne Frau von Amstetter unerklärlich gewesen. Mit ihr als seiner Cousine und als Cäciliens Freundin war Nichts natürlicher. Sie hatte ihm von Cäcilien erzählt, nicht zu viel, aber genug, um ihn durch ihre Reinheit, und ihre Festigkeit zu interessiren, sie hatte ihn einige Briefe, in denen Cäcilie keine satyrischen Porträts zeichnete, zufällig finden lassen,

und Baron Rüstow, der sich nie einer Indiscretion schuldig machte, hatte um Erlaubniß gebeten, sie lesen zu dürfen. Cäcilia schrieb elegant, was die Schrift betrifft nämlich, von einer sogenannt genialen Handschrift würde sich Baron Rüstow trotz alles Interesses am Inhalt abgestoßen gefühlt haben, jetzt aber in diesen geraden, klaren, reinlichen Zügen fesselte der Inhalt von Cäciliens Briefen ihn ungemein. „Es ist ein höchst seltener Verein in ihr," sagte er zu Frau Amstetter, „sie ist zugleich überlegen und einfach." Frau von Amstetter ließ nun den liebe Cousin in ihre Bekümmerniß wegen Cäcilie blicken, und der liebe Cousin nahm warmen Theil an dieser Bekümmerniß, dann sprach die Präsidentin von ihrem beabsichtigten Besuch, und der Baron erbot sich ihr zum Begleiter. Jetzt wußte sie, was er wollte: Cäcilie kennen lernen. Als er ihr vorgestellt wurde, hatte er, was bei ihm kaum je vorgekommen war, ernstliches Herzklopfen. Seine Spannung wurde auf das Angenehmste gelöst, Cäcilie gefiel ihm ganz und gar. Sie war eben allein, hatte also nicht nöthig, literarisch zu sein, sondern war schlichtweg sie selbst. Nebenbei war sie jetzt so gut wie eine Schönheit. Immer noch schlank und jungfräulich, aber von einer weiblichen, reiferen Jungfräulichkeit, welche sich in der aufregenden geistigen Atmospähre, die sie seit zwei Jahren umgab, entwickelt hatte. Die

meisten Frauen werden in der Einsamkeit und Eintönigkeit des Hauses weder körperlich noch geistig das, was sie werden können. Cäcilie hatte recht gut gefühlt, was sie bedurfte, um sich und Anderen ganz offenbar zu werden. Frau von Amstetter fand sie schon seit vorigem Jahre wieder unendlich zu ihrem Vortheil verändert. Baron Rüstow empfing gleich den vollen Eindruck ihrer Entfaltung. Er gestattete sich schon beim ersten Besuche sie zu verehren, allmählich überließ er sich auch der Neigung, die ihn zu ihr zog. Mehr als Verehrung und Neigung konnte er nicht zuwege bringen, zu Leidenschaft und Enthusiasmus war er nicht eingerichtet. Schlieben, der ihn verabscheute, wie ein ungeduldiger Mensch einen Nebuhler verabscheut, konnte nicht Ausdrücke genug finden, um den Baron und seine Liebesweise absurd hinzustellen. Der Baron trug sein Herz in einer Schnürbrust; er lebte und liebte auf den Fußspitzen; er war von Krystall, man durfte kein heißes Gefühl in ihn hineinschütten, sonst sprang er auseinander, er war eine Gasröhre, man durfte ihm mit keinem brennenden Lichte nahe kommen, sonst explodirte er, er war aus dem Ei geschällt und war selbst ein Ei, aus welchem eigentlich ein Mensch hätte kommen sollen, aber nicht gekommen war, endlich schien er, wie die Engländer von Georges Sand in einem Etui reisen, in einem Etui zu existiren — und

sich zu conserviren. „Denn dieser Baron wird neunzig Jahr alt, das werdet Ihr sehen,“ sagte Graf Schlieben zu Wendelin und dessen Mutter oder zu Guntram und Katharina, gegen welche allein er sich über seine Abneigung und deren Gegenstand ausließ. Guntram sagte: „Ich weiß nicht, mir gefällt Rüstow. Er kühlt das Zimmer ab, er darf nur hereinkommen, und es mag noch so heiß sein.“

Baron Rüstow wunderte sich über Schlieben, obwohl er ihn nie in seinem vollen Amerikanism sah. Aber schon was Schlieben hier und da verrieth, wohl auch absichtlich in halben Phrasen hinwarf, genügte, um ihn für den Baron zur Veranlassung einer zwar höflich verschwiegenen, aber doch nicht ganz zu verbergenden Verwunderung zu machen. Baron Rüstow redete nie über seinen Nächsten, dennoch konnte er sich nicht enthalten, seine Cousine einst zögernd zu fragen, ob sie wohl glaube, daß der sonst so interessante Graf Schlieben ganz richtige politische Grundsätze habe? Frau von Amstetter antwortete: „Ihrer Beurtheilung nach wären bei Schlieben die Instinkte legitimer als die Grundsätze, und ihr Cousin gab mit leisem Kopfneigen seine Zustimmung zu dieser Ansicht zu erkennen.

Mit der übrigen jungen Literatur, welche er, wenn Cäcilie Salon hatte, bei ihr antraf, ging er auf eine komisch ängstliche und höfliche Weise um. Offenbar bewegte er sich stets in der Besorgniß, irgendwie gegen irgendwen oder irgendwas zu verstoßen. Wie Schlieben sagte: es war seine Spezialität, sobald er den durch Tinte befleckten Boden dieses literarischen Salons betrat, Galoschen aus Eierschalen anzuziehen. Gewiß ist es, daß er sich in diesem Kommen und Gehen, Niedersitzen und Aufspringen, Musiciren und Deklamiren, Streiten und Spotten der jungen Schriftsteller, Musiker und Künstler, denn auch Musik und Kunst waren im Salon vertreten, keineswegs wohl fühlte. Es mochte ihm, der sich immer nur bei ordentlichen Diners und Abendcirkeln, bei einem vorschriftmäßig asphyxirenden Rout, allenfalls in einem diplomatischen oder akademischen Salon befunden hatte, unter dieser wilden jungen Welt nicht viel anders zu Muth sein, als wäre er, bei Nacht und Nebel im Wald verirrt, in ein Zigeunerlager gerathen. Er war überzeugt, daß alle diese Herren sehr vortreffliche Männer seien, aber er bekam nicht recht heraus, worin ihre Vortrefflichkeit bestehen möge. Da er für den Humor gar keinen Begriff besaß, so war das Deutsch, welches hier gesprochen wurde, für ihn so gut, wie eine fremde Sprache. „Ich habe regelmäßig

am nächsten Morgen Kopfweh, wenn ich mich einer solchen geistreichen Unterhaltung erfreut habe," sagte er einst zu Frau von Amstetter, „ich muß doch wohl unfähig sein, ihr, wie man es soll, zu folgen, daher macht es mir Anstrengung." Er sagte das ohne Ironie er war wirklich von seiner Unfähigkeit überzeugt, das moderne literarische Wesen und Leben zu begreifen. Einen ältern Schriftsteller mit Würden und Orden konnte er verstehen und verehren, das Tagewerk der Literatur und die Arbeiter dabei fanden in seinem Ideenkreise keinen Platz. Er würde die französische Journalistik ebenso wenig verstanden haben, wie hier die deutsche. Die Schnelligkeit des Producirens, das Mechanische und Handwerksmäßige, was jedem neuern Schriftsteller, der unmittelbar wirken will, unentbehrlich ist, verwirrte den armen Baron, der gewohnt war, langsam und gründlich zu studiren und, so weit er es nöthig hatte, zu arbeiten. Seine ernsten Kenntnisse und sein ehrenhafter Charakter schützten ihn in Cäciliens Salon so gut wie überall vor dem Lächerlichwerden, man achtete ihn zu sehr, um über ihn zu spotten, er wurde nur bisweilen ein wenig geneckt. Auch erkannte er die Rücksicht und die Schonung, die man für ihn hätte, dankbar an, hütete sich, wie gesagt, mit der größten Gewissenhaftigkeit vor jedem Anstoß, war gegen Alle

und Jeden die Verbindlichkeit, die Einfachheit selbst, aber doch war er im Stillen völlig mit sich einig, daß Cäcilie im Fall sie ihn so glücklich mache, seine Hand anzunehmen, sich von der Literatur, wenigstens von dem persönlichen Verkehr mit derselben gänzlich zurückzuziehen habe.

Siebentes Capitel.

Cäciliens Correspondenz.

Cäcilie, eine Frühaufsteherin nach dem Sprichwort, saß, für den Vormittag angekleidet, in dem beginnenden Lichtgrauwerden des Wintermorgens an ihrem Schreibtisch.

Links von sich hatte sie ein Fenster. Die Vorhänge waren auf beiden Seiten davon zurückgezogen und ließen was von Helle draußen war, ungehindert hereinfallen.

Cäcilie hatte die rechte Hand nachlässig auf dem Schreibtisch liegen, ihre linke ruhte ebenso hingesunken auf dem Kniee. Mit der halben Gestalt nach dem Fenster gewendet, blickte sie sinnend auf die gegenüberliegenden Dächer, welche mit glattem Schnee gedeckt waren.

Sonderbar ist es, welchen Eindruck von Ruhe eine dichte Schneelage unter einem einförmig trüben Himmel einer ganzen Dächerreihe verleihen kann. Die Häuser

scheinen darunter gleichsam im Winterschlaf zu liegen. Die Straße war überdies eine der ruhigen und wurde mehr zum Gehen als zum Fahren benutzt, wenigstens diente sie dem Handel nicht als Verbindung. Zu dieser frühen Stunde lag sie, bis auf die Fußtritte einzelner Hindurchgehender, völlig lautlos unter Cäciliens Fenstern.

Cäcilie empfand jenes eigenthümliche Wohlbehagen, jenes Gefühl, vor jeder Störung noch vollkommen sicher zu sein, welches die Belohnung des Frühaufstehens im Winter bildete. Im Sommer ist etwas von dem allgemeinen Leben schon immer wach, man mag aufstehen wenn man will, im Winter aber kann man ihm ein'ge Stunden abgewinnen, und die sind dann die angenehmsten.

„Ich will, heute recht arbeiten," sagte Cäcilie, indem sie sich aus ihrem momentanen Sinnen aufrückte und zum Schreiben zurechtsetzte, „die letzten Tage bin ich unordentlich und träge gewesen, das fühlt man gleich — man ist abgespannt und unlustig und kommt sich unnütz vor. Wie viel Briefe da! Jeder Autographenhungrige sollte eine Redaction übernehmen, da bekäme er alle mögliche Handschriften. Sehen wir, wer Alles uns schreibt."

Ein Brief von Grunow war der erste, der gelesen wurde. Der geistvolle Schreiber erinnerte mit der Artigkeit, welche ihn als Correspondenten auszeichnete, Cäcilie an

„Saisonbriefe," die sie ihm für seine Zeitschrift versprochen hatte. Cäcilie hatte noch an keinen gedacht, sie entschloß sich kurz und warf ohne langes Nachdenken was ihr eben einfiel auf einige Bogen. Es wurde zu einem guten epistolären Artikel, eben weil es rasch und aus der Fülle frischer Eindrücke geschrieben war. Auch fügte Cäcilie an Grunow persönlich bei: „Angefangen wäre gut, ob es so fortgehen wird, frägt sich. Ich bin selten in so unmittelbarem Verkehr mit dem Leben, wenigstens kommt es mir nur durch die zweite oder gar durch die dritte Hand zu, nun, da werden wir denn eben wieder doctrinär, und es geht auch. Es ist das Gute, daß immer nur wir Schriftsteller es einer vom andern wissen, wie er hervorbringt, was er macht, das Publikum merkt die Verschiedenheit nicht, sondern nimmt was ihm gereicht wird. Säh' es uns auf die Finger und entdeckte so unsere Handgriffe, da könnten wir, nicht minder als ein enträthselter Magier, um allen Kredit kommen. Zum Glück ist das nicht zu fürchten. Zum Glück? Wäre es nicht besser für uns, wenn wir ein Publikum von Kritikern hätten, anstatt einer Masse, der man sich imponirt?"

„Daß Sie an der Melusina denn schließlich doch Gefallen gefunden haben, ist liebenswürdig von Ihnen, noch liebenswürdiger ist es, daß Sie es mir offen sagen,

Sie haben Recht. Die Todtenchöre sind das Schönste an der Dichtung, hauptsächlich durch ihre Abwechselung. Es war nicht leicht, die armen Seelen sechs Mal klagen zu lassen und jedes Mal anders. Dann find' ich für ein junges Mädchen — denn die Oertzen muß noch jung sein, — die Melusina selbst bewunderungswürdig aufgefaßt. Diese große Angst, welche sie treibt, dieser Haß gegen die Menschen, die, obwohl tief und gefesselt unter ihr wohnend, Gott doch näher sind als sie, ist kühn gedacht und dargestellt. Die Geister sind nicht sentimental, sie sind böse oder gut, immer aber egoistisch, denn sie verfahren nach Laune. Mir fällt dabei der von den Franzosen so unerhört bewunderte Trilby Nodiers ein. Was ist das für ein alberner Kobold! Er könnte jeden Augenblick mit einem Geßner'schen Damon um eine grausame Phyllis klagen, damit will ich Nodier aber ja nicht zu nahe getreten sein. In der Torre maledetta ist er prachtvoll grauenhaft und Jan Rogar mit seinen Ohrringen ist mir als edler Räuber lieber als Paul Clifford, und tutti quanti."

„Ihr Namen eröffnet den dritten Jahrgang der Revue. Sie wissen, daß ich Ihre kleineren toiles den gar zu großen vorziehe. Mama Wendelin würde zwar lieber „eine Großartigkeit" von zwölf Bänden, für

jeden Monat einen Band gehabt haben, indessen ist sie auch schon auf zwei Bände äußerst stolz, und Sie könnten gewiß nicht ernsthaft bleiben, hörten Sie den Ton anmaßender Wichtigkeit, mit welchem sie hier und da die zerschmetternden Worte fallen läßt: „Wir bringen mit dem neuen Jahr einen Roman von Grunow.“ In diesem Falle sagt sie nicht: „Mein Sohn bringt, sondern: „Wir bringen.“

„Daß die Amstetter hier ist, wissen Sie wohl schon. Sie ist es eben, die mich so in die Welt hinausgelockt hat, daß ich Ihnen den ersten Saisonbrief aus eigener Erfahrung schreiben konnte. Den ganzen Winter über werd' ich schwerlich so einsiedeln können, wie meine beiden ersten hier — vielleicht ist's recht gut. Man wird gar zu leicht absolut, wenn man immer in einem Kreise bleibt, noch dazu in einem, den man im eigenen Hause hat. Man darf nicht vergessen wie es thut, fremde Schwellen zu überschreiten und Gast zu sein.“

„Gute Weihnachten und Grüße an Emma.“

Der Brief an Grunow ward gesiegelt und adressirt, Cäcilie machte das Alles selbst, sie sagte: „Ich werde einen Sekretär nehmen, wenn ich sechzig Jahre alt bin.“ — Der Brief an Grunow also abgefertigt, kam einer an die Reihe, bei dessen Durchlesen Cäcilie ein entschieden

verdrießliches Gesicht machte. „Das hat man nun von dem Bischen Einfluß, den man auf eine einzige Revue ausübt — gleich wird einem von diesen Creaturen der Hof gemacht.“ Sie stand auf und sah auf einem Seitentisch unter den neuen Büchern nach, welche ihr am Tage vorher aus der Redaction gesandt worden waren. Bald fand sie, wonach sie suchte: drei Bände, auf denen sehr feierlich stand: „Lady Montague, biographischer Roman von Emily Ellrich.“ In dem Briefe, welcher diese drei Bände zum Gegenstand hatte, verlangte Klein-Ellrich, für die bürgerliche Welt seit Kurzem Frau Dr. Wiesner, für die schriftstellerische nach wie vor Emily, von Cäcilien eine unparteiisch anerkennende Beurtheilung ihrer Lady Montague, „gerade weil Sie mich nie geliebt haben,“ schrieb Emily großartig. „Ohne Sie komme ich nicht in die deutsche Revue und hinein will ich, denn man fängt an, sie viel zu lesen, und Ihre Kritik hat, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, bereits Gewicht. Wohlan, ich übersende Ihnen denn mein Werk mit Vertrauen — Sie sind nicht kleinlich, Sie werden dem Buche nicht sein was Sie der Schriftstellerin sind: Unversöhnliche Gegnerin. Um Ihnen die Auffassung zu erleichtern, hebe ich einige Stellen hervor, in denen meine Absicht sich am deutlichsten darlegt.“ Klein-Ellrich lobte nun ihr Buch mit einem kühnen

Freimuth, dann schloß sie: „Wenn Sie es so auffassen, werden Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die erwartet von Ihrer Loyalität

Emily Ellrich-Wiesner.“

Mit einem malitiösen Phlegma steckte Cäcilie einige neue Stücke Holz in den Ofen, setzte sich auf das sehr bequeme Sopha, welches daneben stand, legte ihre Füße auf ein zierliches Bänkchen, zog einen großen Korb näher, um Band auf Band, sobald sie damit fertig wäre, gleich wegwerfen zu können, und begann dann Lady Montague zu lesen. „Bei solcher Lectüre muß man seinen Comfort haben,“ sagte sie, „sonst wird es einem gar zu schwer, unparteiisch zu sein.“ Es wurde ihr aber auch mit dem Comfort ungemein schwer. Zehn Mal legte sie den ersten Band weg und sagte ungeduldig: „Es geht nicht, es geht wirklich nicht.“ Zuletzt ging es auch „wirklich“ nicht mehr. Sie hatte den ersten Band in den Korb geworfen und den zweiten genommen. Wie eine Medizin sah sie ihn an, dann entschloß sie sich und las, um so zu sagen, stoßweise. Cäcilie hatte die Fähigkeit, rasch überfliegend zu lesen und dabei zu wissen, was sie gelesen hatte, eine Fähigkeit, ohne welche man nicht kritisiren, keine Literatur übersichtlich kennen lernen, überhaupt keine weitumfassenden Studien machen kann. Nur langsam

lesen zu können deutet immer auf Beschränktheit und Schwerfälligkeit der Intelligenz, gelegentlich auch auf Mangel derselben. Ergötzlich ist es, daß die Leute, denen die rasche Auffassung mit dem Auge sowohl, wie mit dem Gedanken abgeht, sich auf ihre Langsamkeit etwas einbilden, gerade wie Personen ohne alle poetische Begabung häufig auf die Unfähigkeit stolz sind, je einen Reim zu Stande zu bringen. Cäcilien war es erst kürzlich widerfahren, daß einer der vielen belletristischen Doktoren, welche ihren Salon besuchten, mit der Ueberlegenheit auf sie hinübergeschaut hatte, als sie unbefangen davon sprach, wie sie am Morgen einen der neuesten Moderomane durchflogen habe." Die ganzen vier Bände „Räthselhafte Wesenheiten" in einem Morgen, fragte er mit der sanften Bescheidenheit, unter welcher sich eine titanenhafte Selbstüberschätzung verbarg.

„Warum nicht?" antwortete Cäcilie, „das Räthselhafte in den Wesenheiten des Buches ist so leicht zu erkennen, daß man mit dem besten Willen, langsam zu lesen, nicht länger als einen Morgen damit zubringen kann."

„Ich habe das Buch schon vier Wochen, und ich bin erst in der Mitte des zweiten Bandes," sagte der Doktor mit bescheidenem Selbstgefühl.

„Dann gefällt Ihnen das Buch nicht?"

„Verzeihung, es interessirt mich ungemein, aber ich muß wissen, was ich lese."

„Nun, das weiß ich auch, was ich lese," sagte Cäcilie etwas gereizt.

„Es ist unmöglich, wenn Sie lesen, wie Sie sagen, man kann nicht rascher lesen, als ich," sprach der Doktor immer mit bescheidener Entschiedenheit und sanftem Selbstbewußtsein.

Vier Wochen später brachte der Doktor einen Roman, der bereits ein Mal in zwei kleinen Bänden erschienen war, zum zweiten Male in drei großen auf den Büchermarkt. Cäcilie bekam das Werk aus der Redaction zugeschickt, als eben Dr. Bergheim bei ihr war, um ihr einen neuen literarischen Plan mitzutheilen. Sie hörte ihn geduldig an, besprach den Plan mit ihm, machte den klugen Israeliten mit sich selbst und seiner Rathgeberin zufrieden, dann aber bat sie ihn, ihr nun seinerseits einen Gefallen zu thun. Als er sich bereit erklärte, zeigte sie ihm die empfangenen drei Bände und sagte: „Sie sehen hier Edwins neuestes Buch. Wie Sie auch gesehen haben, ist es mir eben jetzt erst gebracht, worden, und ich habe es noch nicht aufgeschlagen. Aufgeschnitten ist es, das wird für mich in der Redaction gethan, weil das Aufschneiden mich ungeduldig macht, aber einen Blick hineingeworfen hab' ich noch nicht, das können Sie mir bezeugen?"

„Ja, so viel Sie wollen," entgegnete Dr. Bergheim, „aber wo soll das Alles hinaus?"

„Auf einige Stunden, welche Sie mir gegenüber sitzen bleiben sollen, während ich dieses Buch lese."

„Um —"

„Edwin, wenn ich mit ihm darüber gesprochen haben werde, sagen zu können, in welcher Zeit ich es gelesen habe." Dr. Bergheim begriff nicht recht das Wozu dieser Zeugenschaft, indessen, da nichts weiter von ihm verlangt wurde, als einige Stunden Sitzenbleiben in einem bequemen Lehnsessel, der in einem heimlichen Salon stand, so ergab er sich mit Artigkeit in das Geforderte, blieb sitzen und sah Albums durch, während Cäcilie ihr Buch las. Sie brauchte genau zwei und eine halbe Stunde dazu, Dr. Bergheim hatte nach seiner Uhr sehen müssen, als sie anfing, und mußte es nun, da sie geendet hatte, wieder thun. Dann entließ sie ihn, ihm einschärfend, er möge Nichts vergessen, und Nichts verrathen, und ihm zugleich das gelesene Buch anvertrauend. Etwa vierzehn Tage später war er mit Dr. Edwin zugleich in ihrem Salon, und Cäcilie gab ihm ein Zeichen, sich zu ihr und seinem belletristisch-medicinischen Collegen zu setzen. Er that es, sie begann mit Edwin über sein Buch zu reden, bald lobend, bald tadelnd, wie es ihre freimüthige Art war, der man sich unterwerfen mußte, wenn man von

ihr überhaupt gelesen sein wollte. Mit dem Lob aber wie mit dem Tadel ging sie so in alle Einzelheiten des Buches ein, daß Edwin lächelnd sagte: „Dieses Mal müssen Sie wenigstens annähernd auf meine Manier gelesen haben."

„Wissen Sie, wie viel Zeit ich gebraucht habe, um Ihr Buch so zu lesen, daß ich es nach vierzehn Tagen noch so weiß, wie Sie eben gehört haben?" fragte Cäcilie.

„Nach vierzehn Tagen!" wiederholte Edwin verdutzt. „Wie ist denn das möglich, gnädiges Fräulein? Das Buch ist vor vierzehn Tagen erst ausgegeben worden."

„Und die Revue hat das erste Exemplar bekommen, und ich hab' es gleich den ersten Tag in zwei und einer halben Stunde ausgelesen und seitdem nicht wieder in die Hand genommen. Da sitzt Dr. Bergheim, der hat es seit vierzehn Tagen und ist mein Zeuge."

„Glauben muß ich's," sagte Edwin, „aber unglaublich ist es."

Für Klein-Ellrichs neueste Geistesfrucht jedoch waren Cäcilien selbst zwei und eine halbe Stunde zu viel. Sie war gar zu fade von Geschmack, diese Frucht. Wäre sie wenigstens herb gewesen, bitter, sauer,

nur irgend etwas, aber sie schmeckte nach gar Nichts. Cäcilie warf den zweiten Band zum ersten, ergriff den dritten, flog ihn durch, warf ihn entschlossen zu den beiden andern, ging an den Schreibtisch zurück und schrieb kurz und ohne Umstände:

„Frau Doctorin!

„Sie haben vollkommen Recht, daß meine Gesinnung gegen Sie auf mein Urtheil über Sie keinen Einfluß ausüben würde, hätten Sie mir ein Buch gesandt, welches sich günstig kritisiren ließe. Ebenso wenig jedoch kann ich, blos weil wir persönlich keine besondern Freundinnen sind, Ihre Lady Montague loben. Ich finde eine solche Parade mit Großmuth und Unparteilichkeit vollkommen überflüssig. Wollen Sie Ihr Buch in unserer Revue besprochen haben, so werde ich es scharf tadeln, das sage ich Ihnen vorher, wollen Sie dem entgehen, lassen Sie mich über Ihre Arbeit schweigen, — je n'en demande pas mièux. Ich bin gerade über diesen Vorwurf im Stande gründlich und scharf zu urtheilen, denn Lady Montague ist die erste meiner Engländerinnen, welcher binnen Kurzem auch meine Amerikanerinnen folgen sollen. Der Aufsatz ist noch nicht angefangen, aber meine Studien sind gemacht, und da sie mir volle sechs Monate gekostet haben, kann ich Ihnen mit connaissance de cause sagen: Sie haben nicht studirt, wenigstens wenn Sie es gethan haben, nicht mit

Nutzen. Und studirt, mit Begriff und Begreifen des Studiums muß werden, soll bei einem historischen oder biographischen Roman etwas herauskommen. Ich sage nicht, daß ich gegen das Genre bin, in jedem Genre kann Tüchtiges geleistet werden, aber Sie sind durchaus nicht de force, um weder in der historischen noch in der biographischen Fiction Tüchtiges leisten zu können. Ihr England ist nicht das England von Pope und von Bolingbroke, Ihre Lady Montague ist durchaus nicht die grande dame philosophe, welche durch den Geist sich ebenso über ihr Geschlecht, wie es damals war, erhob, wie sie durch ihre Schwächen mit ihm zusammenhing. Eine dieser Schwächen, die letzte, wahrhaft beklagenswerthe, wollen Sie in einem heroischromantischen Lichte darstellen, das ist ein unerhörter Fehlgriff: Das Lächerliche ist weder heroisch noch romantisch, und lächerlich ist es ohne Zweifel, wenn, dem beliebten Ausdruck nach, das Herz jung bleibt — das Herz soll eben mit dem Menschen altern. Dann Lovere — man ist in Ihrem Buch nicht dort — es weht kein Hauch italienischer Alpenluft aus Ihren Blättern. Auch ich war nicht am Iseo See, aber es genügt, Lady Montague selbst zu lesen, um zu fühlen, wie es dort ist. Und war es Ihnen zu mühsam Reisende zu befragen, warum benutzten Sie da nicht die Lucrezia Floriani der Sand? Ein schlechtes

Buch, quant à la morale, aber in der Scenerie vortrefflich. Genug, soll ich Ihre Montague besprechen, so haben Sie jetzt eben das Urtheil gelesen, welches Sie erwartet von

Cäcilie von Platen."

Wäre Cäcilie sechsunddreißig statt sechsundzwanzig Jahr gewesen, sie würde schwerlich diesen Brief geschrieben haben, so aber war sie noch zu jung, um nicht noch bisweilen ihre Gesinnungen mit einer unzeitigen Ernstlichkeit zu äußern. In der Antwort auf ein Schreiben Hulda's that sie dasselbe. Das apostolische Fräulein wollte wieder ein Zweckalbum herausgeben und ranzionirte ein Mal nun Alles, was je geschrieben, gezeichnet oder componirt hatte. Cäcilie sollte auch „eine ihrer Biographieen" hergeben, Hulda erinnerte sie an vergangene Tage und sprach von der Menschheit. Cäcilie bedauerte kühl: alle ihre Biographieen wären bereits der deutschen Revue versprochen. Auch hatte sie sich fest vorgenommen, nie zu Zweckalbums beizutragen. „Ich mag nicht, daß mein Name mit solchen Kindereien zusammen genannt werde," fuhr sie dann fort, „denn offen gesagt, etwas anderes sind sämmtliche Wohlthätigkeitsalbums und Concerte nicht. Was kommt denn dabei heraus? Eine halbe Hülfe für eine halbe Woche, mehr nicht. Kapitalien, welche von reichen Wohl-

thätern gegeben und von Geschäftsleuten administrirt werden, können der Menschheit, d. h. dem armen und elenden Theil derselben, einigermaßen helfen, Albums wahrhaftig nicht. Soll ein Mal groschen- und thalerweise collectionirt werden, nun so gebe man seinen Groschen oder seinen Thaler hin, ohne dafür weder Literatur noch Kunst zu verlangen, das ist meine Meinung, und nach der werde ich stets handeln." Seit diesem Briefe erklärte Hulda Cäcilie für „ein den heiligen Interessen der Humanität gänzlich verschlossenes Herz, mit welchem sie keinen Verkehr mehr zu haben wünsche." Cäcilie war ihr, als sie später diesen Beschluß erfuhr, zum ersten Male dankbar.

Dankend schrieb sie auch an einem der neuesten und besten Novellisten, noch jung, indem er ein Schulfreund Erdmanns war. Er hatte ihr seine neuen Novellen geschickt. „Die haben mich den ganzen Tag gestern kaum losgelassen," schrieb sie. „Zwischen allem Geschäftlichen, zwischen allen Besuchen stahl ich mir halbe Stunden, um mit Ihnen in Florenz und am Rhein, auf den Appeninen und am Iselberg im Fährkrug zu sein. Dieser Fährkrug mit dem zerbrochenen Eisengeländer, seiner Veranda und den wildgewordenen Malven seines verödeten Gartens ist ein prachtvolles Localitätsgemälde. Ich

habe mir's drei mal wiederholt, um es so recht in seinen Umrissen vor mir zu haben. Dann Ihre süddeutsche Rebengegend mit der kleinen Stadt drinnen und in Florenz die Loggia! Könnt' ich doch den Perseus erst sehen! Sie können Sehnsucht nach Statuenschauen einflößen. Meine Sympathieen, insofern der lebendige Theil der Novelle ins Spiel kommt, sind für die Signora Eugenia mit ihren schwarzen Pendellocken. Man fühlt, auch wenn man noch nicht in Italien war, daß eine Italienerin so sein kann, und daß diese so gewesen ist. Bald gedruckt mehr von

Ihrer ergebenen Cäcilie Pl."

„Da wäre ja nun wohl für heute die Correspondenz abgemacht," sagte Cäcilie und wollte ihren Stuhl zurückschieben, als sie noch einen kleinen Brief, von fremder Hand adressirt, erspähte. Die Handschrift war mädchenhaft — „eine neue junge Aspirantin," dachte Cäcilie, brach auf und las. Ein Freudenschein ging über ihr Gesicht. Lucie von Oertzen war den Abend vorher mit ihren Eltern in der Stadt eingetroffen und fragte in einigen Zeilen an, wann sie kommen dürfe, um Cäcilie für den schönen Artikel über ihre Melusine zu danken. Hastig, freudig erregt warf Cäcilie auf ein Blatt die Worte: „Um Eins erwartet Sie mit tausend Freu-

den Cäcilie.“ Dann klingelte sie rasch, und als der Bediente kam, mußte er sofort mit der Antwort in Luciens Hôtel. Seit langer Zeit war Cäcilien nichts so Liebes begegnet, als die unerwartete Ankunft der jungen Dichterin.

Achtes Capitel.

Ein glückliches junges Mädchen.

Darin hatte Cäcilie sich nicht getäuscht: Lucie war jung. Einundzwanzig erst, und dem Anschein nach selbst noch jünger. Das machte ihre Frische. Wenn in den Wunderfällen einer außerordentlichen poetischen Begabung Eltern und Erzieher meistens das Wunder nicht sehen wollen und auf die junge Blüte hemmende schwere Hände legen, so war es bei Lucie gerade umgekehrt gewesen. Die Eltern freuten sich an ihr, pflegten sie mit sorgenden Händen, hüteten sie mit zärtlichen Augen. Sie war in jedem Sinne als ein einziges Kind erzogen worden, sie war das Lieblichste, was es auf Gottes Erde geben kann: ein glückliches junges Mädchen. Auch kam sie nur mit Licht und Leben in das wintertrübe Zimmer. Cäcilie ging ihr rasch entgegen. Sie war sonst nicht de=

monstrativ, aber Lucien hielt sie mit freudig leuchtenden Blicken beide Hände hin. Sie freute sich gar zu sehr, dieses Dichterkind zu sehen.

Lucie ergriff die ihr gereichten Hände und blickte Cäcilie aus großen braunen Augen neugierig und überrascht an. Bald theilte ein helles Lächeln ihre köstlichen thauigen Lippen, und sie sagte mit einem Tone, in welchem ein leichter böhmischer Accent dem Norddeutschen einen eigentlichen Reiz verlieh: „Ich hatte Sie mir ältlich gedacht und Sie sind fast noch so jung wie ich, das ist wunderlich."

„Stört es Sie?" fragte Cäcilie, Luciens Hand noch haltend und ihre Augen an diesem reizenden Gesicht erquickend.

„Im Gegentheil," antwortete Lucie, „es ist allerliebst so. Nur —" sie fing an zu lachen, „ist es drollig, weil ich mir vorgenommen hatte, Ihnen zum Dank für ihre Kritik die Hand zu küssen."

Cäcilie lachte gleichfalls, dann fragte sie: „Ob's nicht ein Kuß auch thun sollte?"

Lucie gab den Kuß herzlich.

Cäcilie sagte: „Nun ist ihr Dank bezahlt."

„Mit einem Kuß?" erwiderte Lucie, während Cäcilie sie in das Schreibzimmer führte, wo es am Tage heimlicher war, als in dem großen Salon. „Das

wäre doch ein geringer Dank für eine so große Freude. Wissen Sie daß ich geweint habe, als ich Ihre Kritik las? Ja, das hab' ich gethan. Und dann bin ich im ganzen Schloß herumgetanzt — die Eltern dachten, ich wäre verdreht geworden."

„Kann man sich über eine Kritik so freuen!" fragte Cäcilie mit zweifelndem Lächeln und brachte ihren lieben Besuch an ihren eigenen bequemen Eckplatz auf dem Sopha neben dem Ofen.

„Wenn es die erste ist," sagte Lucie naiv, „und wenn man sich so schrecklich vor den Recensenten gefürchtet hat, wie ich! Sie müssen nämlich wissen, ich kenne außer einigen Gelehrten in Prag noch niemand von der Literatur. Sie sind die erste Schriftstellerin, mit der ich zusammenkomme, aber was habe ich mich auch gefreut! Ja, wenn Sie nicht gewesen wären," fuhr sie leiser fort, als wäre das ein Geheimniß, welches sie Cäcilien anvertraute, „ich glaube nicht, daß wir diesen Winter schon herausgekommen wären, das Agio ist gar zu hoch. Aber ich gab keine Ruhe, ich wollte und mußte Sie kennen lernen, und die Eltern sind so gut, — nicht wahr, Sie erlauben doch — daß sie mich nachher hier abholen? Sie möchten Ihnen auch gern bald danken."

„Das Danken wird an mir sein, dafür, daß sie mir Lucie gebracht haben," sprach Cäcilie liebevoll. „Wollen Sie nicht den Hut etwas abnehmen?"

Lucie streckte ihr Kinn hin, damit Cäcilie ihr die Bänder auflöse, Sie that es unbefangen, man sah, sie war gewohnt, bedient zu werden. Cäcilie enthüllte mit Zärtlichkeit und Sorgsamkeit die schlanke und zugleich üppige Gestalt, welche von einem Lila-Seidenkleid mit leichten schillernden Falten umschlossen wurde. Lucie war auf böhmische Art ein wenig geputzt, aber der Schmuck und die hellen Farben paßten zu Ihrem Jugendglanz. Den schönsten Putz bildeten die goldbraunen Locken, welche, als der Sammethut abgenommen worden war, in Fülle an ihren frischen Wangen herabrollten. Cäcilie konnte sich nicht satt an ihr sehen,. Lucie war für sie das besondere Geschöpf, das es Jedem von uns ein Mal im Leben anthut. Lucie, die kleine Hexe, merkte es gar wohl, wie unendlich sie Cäcilien gefiel. Mit der Koketterie eines Kindes zeigte sie auf den Platz neben sich, blickte, als Cäcilie ihn eingenommen hatte ihr von unten herauf zärtlich in die Augen und sagte schmeichelnd: „Ich freue mich gar zu sehr, daß ich bei Ihnen bin."

„Mir ist eine Mythe sichtbar geworden," sagte Cäcilie, die sich nicht enthalten konnte, mit liebkosender Hand über die wunderschönen braunen Locken Luciens zu streichen. „Ernstlich, Sie waren eine ganz mystische Dichterstimme. Niemand errieth aus welchen beglückten Erdenecke Sie auf ein Mal laut wurden."

„Ich glaub' es wohl," erwiderte Lucie lachend. „So mitten aus den böhmischen Wäldern."

„Sind Sie denn Böhmin? Sie sprechen von Deutschland auch als „draußen" und doch ist sowohl Ihr Name wie Ihre Sprache norddeutsch?"

„Ich bin norddeutsch durch den Vater und böhmisch durch die Mutter. Erzogen bin ich in Münster seit fünf Jahren aber ganz in Böhmen angesessen, denn die Mutter hat von ihrem einzigen Bruder die Familiengüter geerbt, und der Vater sein Gut verkauft, um nach Böhmen zu ziehen. Es ist da in landwirthschaftlicher Hinsicht noch vieles zu thun, und der Vater ist ein sehr eifriger Landwirth und noch in voller Kraft, so daß die Thätigkeit seine beste Freude ist."

„So, jetzt gewinnt Ihre Erscheinung reellen Grund und Boden," sprach Cäcilie befriedigt, „und zugleich sieht man ein, woher Sie Ihre Melusina haben, Sie verstehen böhmisch!"

„Man muß es, um mit den Leuten sprechen zu können, übrigens hatte ich es schon als Kind von der Mutter gelernt. Dann, als wir den ersten Winter in Prag waren, habe ich es wissenschaftlich getrieben und bin durch die Bekanntschaft mit Erben, Hanka, Hanusch u. s. w. auf die Volkssagen gekommen. Der Onkel hatte auch eine große slawische Bibliothek, er war ein guter Ceche — da

könnt' ich denn, wenn wir auf dem Lande waren, für mich so recht ungestört studiren und so —"

„Wurde Melusina. Und so schön! Wissen Sie, daß ich Grunow, den Feind aller Slawen und auch aller Volkspoesie, zum Gerechtwerden gegen das Buch bekehrt habe?

„Sie sind eben gar zu gut," sagte Lucie mit kindlicher Innigkeit.

Cäcilie betrachtete sie einige Augenblicke und sprach dann: „Nur begreift man, sieht man Sie so ganz junges Mädchen noch, nicht recht, woher Sie manche Ihrer dunklen Motive haben, z. B. gleich die Sünde, welche Melusinen ihre Geistermacht über den jungen Menschen giebt."

„Daß er sterben muß, weil er den Tod des alten reichen Onkels gewünscht hat, um erben und heirathen zu können? Die Idee fand ich in einem spanischen Sprüchwort: quien muerte agena deaseá, la suya se le allega. Wer Anderer Tod begehrt, dem naht der seine."

„Also Spanisch verstehen Sie auch?"

„O nur so ein Bischen," antwortete Lucie unbefangen. „Der Onkel hatte viel Sprachlehren und Wörterbücher, die hab' ich so für mich gelernt. Was soll ich denn thun auf dem Lande? Weibliche Arbeiten sind nicht mein Fach, das muß ich gestehen. Ich reite mit

dem Vater herum oder ich spaziere im Garten, oder endlich ich sitze in der Bibliothek. Das ist mein Kabinet und mein Salon. Etwas im kolossalen Styl," setzte sie lachend hinzu.

„Das Schloß ist groß?"

„Groß, ungefähr in der Art von Raudnitz, wenn Sie es kennen."

„Ich war noch nicht in Böhmen."

„Noch nicht? das ist herrlich, da müssen Sie im Frühjahr mit uns hin. Da zeig' ich Ihnen zuerst Prag und dann meine Heimath. Ich scherzte nicht, als ich sagte: aus den böhmischen Wäldern, sie liegt im Böhmerwald, einige Stunden von Prachatitz. So recht im Herzen der böhmischen Alpenwelt. Sie wissen, auf dem Kubani haben wir noch Urwald, so gut wie in Brasilien. Können Sie steigen?"

„Gut und ohne zu ermüden."

„Wohl, da wollen wir im Sommer hinauf." Cäcilie mußte lachen, daß Lucie sie so ganz in Beschlag nehmen zu wollen schien, erst war es der Frühling, jetzt schon der Sommer. Lucie verstand sie und sagte entschlossen: „ja, sobald laß', ich Sie nicht wieder los, wenn ich Sie erst habe, dann sollen Sie meinem Wohnort so recht Ihre Gegenwart ausprägen, damit ich sie ein für alle Mal als unauslöschliche Erinnerung behalte."

„Und wenn Sie ein Mal fortziehen —“

„Sie meinen, wenn ich heirathe? Dazu ist wenig Aussicht. Mir hat bisher noch kein Mann gefallen, d. h. bis zum Heirathen. Alte Herren hab' ich schon sehr gern gehabt, auch Verwandten bin ich gut, aber einen alten Herrn als Mann möcht' ich doch nicht, und einen Verwandten darf ich nicht heirathen.“

„Sie sind Katholikin?“

„Ja, nach der Mutter und zu meiner Freude. Unsere Kirche ist so unendlich poetischer als die Ihrige — Sie sind Protestantin?“

Cäcilie bejahte.

„Aber nicht —“

„Leidenschaftlich? Nein, Liebe.“

„So daß mein Katholicismus Sie nicht stört?“

„Wie fragen Sie das nur erst!“

„Ja, man kann's doch nicht wissen,“ meinte Lucie. „Ich habe eine Tante, eine angeheirathete, das ist eine Engländerin, low-church, glaub' ich — ich konnte nie daraus klug werden, was sie eigentlich war oder nicht war. Nur so viel weiß ich, daß sie schrecklich indignirt war, wenn unser Kaplan uns unsere tägliche Messe las. Geärgert hat sie sich, als ginge es sie etwas an. Sie

nannte uns geradezu Götzendiener, und der Vater ist bei ihr schon längst verdammt, weil er ganz einfach unsern Gottesdienst besucht. Was soll er denn thun, wenn er keinen protestantischen haben kann?"

„Sehr recht. Aber ich bin nicht wie die Tante."

„Das ist ein Glück, die Tante war unausstehlich. Ich sagte eines Tages, daß ich den heiligen Wenzel so lieb hätte — wurde sie da böse! Das hieße Gott die Liebe stehlen, wenn man sie einem Steingötzen zuwendete, der sich anbeten ließe, als ob er auch Gott wäre! Der arme heilige Wenzel — er kann doch Nichts dafür, daß sie ihn anrufen und ihm Litaneien singen!"

„Er ist ein echt böhmischer Heiliger?"

„Unser Landespatron, unser angestammter heiliger Fürst. Und seine Legende ist so schön. So der edelsten Großmuth voll! Seine Mutter verfolgt als Regentin die Christen, darum wird sie verwiesen und der jugendliche fromme Fürst bald auf den Thron erhoben. Er weiß, daß sie ihm Feindin ist, aber sie ist auch seine Mutter, er ruft sie zurück. Sie complotirt zum Dank mit seinem Bruder gegen ihn, der ladet ihn ein, läßt ihn überfallen, als er betet, und Wenzel fällt, indem er sich umsonst ritterlich vertheidigt."

„Die Legende ist schön."

„Nicht wahr? So menschlich edel und so menschlich grauenhaft. Dieser Haß der Mutter gegen das beste Kind — er kommt ja so oft vor, im Leben, wie in der Geschichte und hauptsächlich im Märchen. O diese Drahomira!" sagte Lucie ganz böse und roth werdend, und ballte die kleine Hand, als säße sie der bösen Königin gegenüber. „Es ist nur ein Trost, daß sie von der Erde verschlungen wird."

„Da spielte also die Erde die Nemesis," sagte Cäcilie unwillkürlich an Grunow denkend.

„Ich freue mich auf die Schilderung davon," sprach Lucia determinirt, „denn ich will die Wenzelslegende als Stoff zu meiner zweiten Dichtung nehmen. Das Lokal ist herrlich, Alt-Bunzlau, wo er fiel, Prag, wo er auf dem Hradschin begraben ist, und auf dem Roßplatz als Reiterstatue hält, dann prächtige Wunder und der Volksglaube, der so an ihm festhängt, daß Alles was nur gut ist, St. Wenzels Werk heißt, endlich der märchenhafte Schluß, denn der heilige Wenzel ist in den Blanik entrückt, und wird an dem Tage, wo er Böhmen retten soll, mit seinen Rittern aus dem Berge hervorbrechen — es kann sehr schön werden," schloß Lucie naiv wichtig.

„Es wird sogar sehr schön werden," sprach Cäcilie liebreich, „und ganz Böhmen muß schön sein," setzte sie freundlich hinzu.

„Voll von Sagen, wenigstens wie eine Granate, voll von Kernen. Sie müssen es durchaus kennen lernen — versprechen Sie mir's, daß Sie mit uns kommen?"

„So Hals über Kopf kann ich's nicht. Ich habe Beschäftigungen, Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, und dann müssen doch Ihre Eltern mich erst einladen."

„Ach die Eltern! als ob die mir Nein sagen würden, wenn ich etwas wollte! Hab' ich eingeladen, so haben die Eltern eingeladen, also kommen Sie — Ihre Hand darauf?"

Cäcilie gab, überwunden durch den reizenden Ungestüm, ihre Hand hin, sagte aber doch zweifelnd, „ja was soll ich denn aber in Böhmen arbeiten?

„So schreiben Sie Biographien."

„Von der Königin Libussa?"

„Sie war nicht Königin, nur Fürstin."

„Verzeihung, kleine —"

„Altklugheit? Sie haben Recht, ich bilde mir

schrecklich viel darauf ein, mein Böhmen zu wissen. Ein Land, und die Welt ist so groß!" sagte Lucie über sich selbst die Achseln zuckend. „Indessen ich kann noch mehr lernen, und es ist schon gut, wenn man wenigstens etwas gründlich weiß. Sie aber, Sie müssen bei uns das Leben der Polyxena Lobkowic schreiben. Da haben Sie prächtigen Stoff, die rudolfinische Zeit, unsere goldene Aera in Kunst und Wissenschaft, dann die Religionskämpfe, das Verklingen des Ritterthums, den Mysticismus und die Alchymisten und dann Lokal — Prachatitz auch mit, denn Polyxena war die Witwe des großen Rosenberg, und Prachatitz war an die Rosenbergs verpfändet, und hat unter Wilhelm, unter dem großen, sein Rathhaus bekommen."

„Und das ist schön?"

„Wie ganz Prachatitz. Sie wissen's wohl nicht — man nennt es das böhmische Nürnberg? Früher ging der goldene Steig, auf welchem das Salz in's Land kam, von dort nach Passau. Die Säumerglocke, d. h. die Glocke, welche Abends den Säumern ankündigte, die Stadt sei nah, wird jetzt noch geläutet. Auch in Wollern, wo die großen Ochsenzüchter wohnen — ein ganz eigener Stamm. Sie sollen es sehen, es liegt ganz hoch mit niedrigen Holzhäusern und Steinen

auf den Dächern. Hussens Haus in Hussinec ist auch niedrig, das müssen Sie ebenfalls sehen."

„Was soll ich Alles sehen!" sagte Cäcilie lächelnd.

„Sie," fuhr sie fort, „sehen jetzt hier einen meiner liebsten Freunde, Graf Schlieben."

Hans hatte den Bedienten, der im Begriff gewesen war, ihm zu erklären, das gnädige Fräulein habe Besuch und dürfe nicht gestört werden, auf seine humoristisch peremtorische Art zum Schweigen verwiesen, den Salon rasch durchmessen, die Thür zum Schreibzimmer geräuschlos aufgedrückt und stand nun von seiner ganzen Höhe herab erstaunt auf das reizende Wesen blickend, welches neben Cäcilien saß.

Als diese ihn nannte, wandte Lucie den Kopf um und blickte aus ihren großen Augen nicht minder erstaunt zu dem blonden eleganten Riesen empor, der in der Thüreinfassung wie in einem Rahmen stand, welcher eben nur groß genug für ihn war.

„Fräulein Lucie von Oertzen," nahm Cäcilie wieder das Wort, „ich weiß, Sie werden sich mit mir freuen, lieber Graf."

Es begegnete Hans Schlieben etwas, das ihm

noch nie begegnet war; er wußte kein Wort zu finden, sondern begnügte sich damit, Lucie tief und ehrfurchtsvoll, zu grüßen. Dann sagte er zu Cäcilien: Ich wußte *nicht*, daß ich störte; Verzeihung! Ich komme nach Tische wieder!“ und er war ebenso schnell verschwunden wie erschienen.

Neuntes Capitel.

Wie Hans Schlieben unbeständig ist.

Ungefähr vier Wochen später war Hans Schlieben bei Cäcilien unendlich beredt. Lucie war nicht da, aber er sprach von Lucien. Cäcilie saß auf demselben Divan, wo sie gesessen, als Schlieben ihr im Anfang des Herbstes ein Mal buchstäblich und figürlich zu Füßen gelegen hatte. Jetzt saß er ihr gegenüber, die Arme verschränkt, die Blicke auf dem Teppich, dessen Arabeskenmosaik sie verfolgten. Auch Cäcilie hatte die Augen niedergeschlagen, nur von Zeit zu Zeit erhob sie dieselben auf eine Secunde zu dem jungen Manne. Sie hörte mit einem eigenen Ausdruck zu, es war halb Ironie, halb Wehmuth, verschmolzen in einem leisen unsäglich guten Lächeln.

„Nein, man hätt' es wirklich gar nicht denken sollen, daß solche reine, frische Jugend, die so glücklich in sich ist, und so viel Glück ausstrahlt, in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft möglich wäre," schloß Schlieben

seine lange, lange Auseinandersetzung von Luciens Eigenheit, Sein, Wesen.

„Lucie ist wohl nicht so recht aus der Zeit und aus der Gesellschaft,“ bemerkte Cäcilie.

„Aber sie ist doch völlig wohl erzogen, völlig modern, sie weiß, worauf es im Salon ankommt, und dabei ist sie doch wie kein andres Mädchen und auch gar nicht auffallend — ich habe mir dergleichen nie vorgestellt.“

„Ich hab' es gethan, als ich die Dichtung las.“

„Ja, Sie haben ein wunderbar prophetisches Herz gehabt. Und ein edles, großmüthiges haben Sie auch, denn Lucie entführt Ihnen fast alle Herzen und Sie —“

„Ich sehe den Herzen nach, wie sie auf der magischen Spur davonziehen. Einige sträuben sich zum Schein und leisten wenigstens ehrenhalber Widerstand, andere geben gleich Alles auf und sich ohne weiters hin — das sind die ehrlichsten.“

„Es ist nicht ganz leicht. Wankelmuth einzugestehen.“

„Man sollte Alles, was natürlich ist, ohne Scham eingestehen,“ sagte Cäcilie. Dann verbesserte sie sich selbst, und setzte hinzu: „können nämlich.“

„Das wollt' ich eben hinzufügen.“ sprach Schlieben. „Leider kann man's nicht, die natürlichst n Regungen sind oft die beschämendsten, fast immer sogar, der Wankelmuth gehört dazu. Ihn zu empfinden ist eine Qual, ihn eingestehen sollen ist eine entsetzliche Demüthigung.“

„Es kommt darauf an, was ihn veranlaßt. Ein Wunder wendet die Herzen mit göttlicher Berechtigung. Und ein solches Kind wie Lucie, Poesie, Natur und Cultur zugleich, ist etwas wie ein Wunder, das wollen wir nur zugeben, denn es würde uns doch nichts helfen es zu läugnen.“

„Bitte?“ rief Schlieben. Er hatte die Arme nicht länger verschränkt, sondern die Hände gefaltet. So streckte er sie gegen Cäcilie aus. Sie hielt inne, dann fragte sie verwundert: „Was wollen Sie?“

„Sie sollen nicht mehr reden, nicht mehr so,“ bat er. „Ich kann es nicht länger anhören.“

Cäcilie faßte einen Entschluß der Großmuth. „Schlieben —“ fing sie an, aber wieder unterbrach er sie mit seinem flehentlichen: „Bitte!“ So blieb sie denn ruhig vor ihm sitzen und erwartete, was kommen würde.

Schlieben versank in sich selbst und in das Gefühl des starken Schmerzes, der in ihm arbeitete. Für eine edle Natur ist der Wankelmuth, wenn sie ihn in sich gewahr wird, nicht nur etwas Beschämendes, sondern geradezu etwas Vernichtendes. Nicht blos dem Gegenstand, von welchem sie sich abwendet, wird sie untreu, sondern sich selbst. So lange ein Mensch wie Schlieben sich innerlich unwandelbar fühlt, kümmern ihn die Wandlungen um ihn her wenig, er belächelt, bemitlei-

det oder verachtet sie. Aber, wenn er sich am Morgen nicht mehr wiederfindet, wie er am Abend war, da wird ihm bange, denn da empfindet er zum ersten Male erschütternd und lebendig, was ihm bisher nur religiöse Theorie oder philosophische Phrase war: die schauerliche Lehre von der Nichtigkeit alles Irdischen. Wenn selbst die Liebe vergehen kann, was bleibt da? Auch sagte Schlieben mit schneidender Klage: „Cäcilie, ich leide schrecklich."

„Ich bemerke es mit Bedauern, Schlieben," antwortete sie sanft, „und es überrascht mich ungemein, Sie fingen dieses Gespräch, welches unangenehm ist, aber zwischen uns Beiden unvermeidlich war, so tapfer an, und jetzt sitzen Sie so niedergeschlagen da, als wäre ich eine recht mitleidlose, böse Gläubigerin."

„Ja, ich machte mir falschen Muth, aber er hielt nicht aus und ich bin wie auf der Folter."

„Kommen sie von Ihrem Folterplatz herunter, es ist unnütz, daß Sie sich mit Gewissensbissen kneipen."

„Unnütz?" rief Hans und seine Augen blitzten durch ehrliche Thränen des Unwillens. „Unnütz, und Sie müssen mich verachten? Sagen Sie nicht, daß es mir gleich sein werde, was Sie von mir dächten, jetzt, wo, u. s. w. — sagen Sie nicht solche Gemeinplätze, Cäcilie, ich hätte sie verdient, aber ich hielte

sie nicht aus." Er sprang auf und lief mit großen Schritten im Salon umher. „Schlieben!" rief Cäcilie.

Er hörte sie nicht. Wenn diese Natur mit sich kämpfte, so gab es einen Sturm, der sie betäubte. Nun er es sich nicht länger verhehlen konnte, daß er von Lucien bei ihrem ersten Blicke auf ihn getroffen und als ihr Eigenthum gezeichnet worden sei, packte diese Wahrheit ihn wie die Gerechtigkeit einen Verbrecher, die Angst, Cäcilie müsse ihn geringschätzen, schüttelte ihn wie ein Fieber. „Denn von allen weiblichen Wesen, die ich auf der Welt weiß, habe ich vor Ihnen die größte Ehrfurcht," sagte er, als er wieder zu ihr zurückgekehrt war, fast zornig, wie eine wider Willen unterworfene Kraft. „Ohne Ihre Achtung kann ich nie ordentlich existiren, und Sie können sie mir nicht mehr geben, auch wenn Sie wollten. Ich bin gar zu erbärmlich gewesen. Vor noch nicht drei Monaten lieg' ich hier vor Ihnen und heule, weil Sie mir Nein sagen, und jetzt steh' ich hier und bebe, daß der Lucie ein Anderer gefallen könnte. Es ist zum Hundwerden."

Cäcilie konnte nicht anders, sie mußte über ihn in seinem Riesenjammer lachen. „Schlieben, sind Sie der Erste?" fragte sie.

„Was tausend Teufel schiert mich das, ob ich der

Erste oder der Tausendste bin?“ schrie er wild und stampfte mit dem Fuß. „Ob ich erbärmlich bin, oder nicht, darauf kommt es an, und das bin ich — seien Sie still, reden Sie mir nicht ein, reden Sie mir nicht zu — ich weiß es selbst am besten.“

„Aber Sie sind mit Schuld daran,“ fuhr er, sie nicht zu Worte kommen lassend, weinerlich fort. „Wenn Sie mich damals, als ich Sie so bat, angenommen hätten, dann wäre ich gesichert gewesen, dann hät' ich Lucie ungestraft sehen können, denn ich hätte Ihnen gehört?“

„Als aufrührerisches Eigenthum, welches mir nur geblieben wäre, weil Sie sich durch die Ehre gebunden erachtet hätten,“ sagte Cäcilie, jetzt entschieden das Wort ergreifend, sehr ernst. „Nein, lieber Schlieben, danken wir Gott, daß ich damals durch meinen beleidigten Stolz von Ihnen zurückgehalten wurde. Wir hätten viel mit und durcheinander gelitten, vielleicht bis zum Elend. Und welche Demüthigung für mich, den kaum gewonnenen Verlobten wieder freigeben zu müssen, weil er seine eigentliche Liebe gefunden hätte! Nochmals, ich danke Gott, denn eine solche Erfahrung hätte mich tief gebeugt.“

„Sie denken also dermaßen gering von mir, daß Sie glauben, auch als ihr Verlobter wär' ich Ihnen untreu geworden?“ fragte Schlieben traurig. „Cäcilie, wenn Sie beleidigt worden, wissen Sie sich zu rächen.“

„Das will ich nicht, Schlieben," erwiderte sie aus schöner Ernstlichkeit. „Gott weiß es, daß in meinem Herzen auch kein Hauch von Bitterkeit gegen Sie ist. Bedenken Sie es doch: Sie waren mir ja keine Treue schuldig, ich hatte Sie zurückgewiesen. Und recht unfreundlich. Nein, mein Freund, Sie sind frei von aller Schuld gegen mich. Als Sie um mich warben, thaten Sie es männlich und ehrlich; wenn ich Sie nicht wollte, war das meine Sache, durch mein Nein waren Sie so frei, als hätten Sie nie andere als die gewöhnlichsten Worte zu mir gesprochen. Zu einem hoffnungslosen Dienen sollten Sie doch nicht etwa verurtheilt werden?"

„Ich habe Ihnen nicht gelogen," sprach er weich. „Ich hatte Sie unendlich, unsäglich lieb. Mein ganzes Herz war in dem Wunsche, Sie mein zu nennen. Sie wissen es nicht — ich habe Nächte durchwacht und immer daran gedacht, auf welche Weise ich Sie in meine Arme bringen könnte. Sie waren so gar nicht mehr blos Geist, Sie waren so ganz Weib für mich geworden. Ich war eifersüchtig — den Rüstow hätte ich mit Vergnügen mit einer seiner verwünscht eleganten Cravatten erwürgt. Und das Beste ist, ich habe Sie noch eben so lieb wie früher, ich achte, ich verehre Sie täglich mehr, ich weiß, daß sie weit, weit mehr verdienen als meine

armselige Grafenperson und meine ungeschickte Liebe, und doch — ich weiß nicht, wie es ist!" schloß er trostlos.

„Ich weiß, wie es ist," sagte Cäcilie innig, nahm seine Hand, machte ihm Platz neben sich und zóg ihn auf den Divan nieder. „Sie haben es mit mir warm und aufrichtig gemeint, aber — hören Sie mich ruhig an: Sie haben mich nicht geliebt. Glauben Sie denn, mein Freund, Sie hätten zwei Jahr gezögert, um mich zu werben, hätte ich Ihnen auch nur ein Atom der Liebe eingeflößt, mit welcher Lucie sich gleich im ersten Augenblick Ihrer bemeistert hat? Wäre sie nicht gekommen, so wäre ich Ihnen wahrscheinlich die liebste unter den Frauen geblieben, aber Sie haben Lucie gesehen, sie ist Ihr kleines braunlockiges Schicksal, und — Sie dürfen sich nicht darüber beschweren, Schlieben, Lucie ist holdseliger als sonst ein Geschöpf Gottes; wenn ich an sie denke, ist's, als betete ich, und — Sie sehen, daß ich Sie sehr lieb habe, mein alter Schlieben — ich gönne sie Ihnen. Freilich, wär' ich ein Mann, da würd' es anders lauten, Graf Hans, da unternähm' ich's, Sie zu verdrängen, aber so wie es ist: soll ich für Sie werben, mein Freund?"

Hans lag in solcher Verzweiflung in der andern Ecke des Divans, schluchzte so convulsivisch, daß Cäcilie fast besorgt um ihn wurde. „Was ist denn Schlieben,

was ist denn!" fragte sie, beugte sich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er griff, ohne sich zu rühren, nach ihrer Hand, zog sie an seine Lippen und küßte sie unter seinem Bart fast wund. Lachend sagte Cäcilie: „Lieber Freund, wenn Sie meine Hand nicht geradezu halbverschlucken wollten?" —

„Es ist, weil Sie so gut sind!" murmelte er und küßte weiter.

„Ja, soll ich denn deswegen um meine Hand kommen?" fragte Cäcilie.

Hans richtete sich auf und sah sie an. Er war bis in den Grund seines starken wunderlichen Herzens gerührt und ergriffen. Bittend, flehend fast sagte er: „Cäcilie, wollen Sie mir die ganze, volle Wahrheit sagen, auch wenn sie mich tödten sollte?" —

„Was für eine so mörderische Wahrheit könnte ich Ihnen denn zu sagen haben!" fragte Cäcilie.

„Scherzen Sie nicht mehr, selbst aus Güte, seien Sie ernst und versprechen Sie mir —"

„Ihnen die Wahrheit zu sagen? aber in was denn!"

„Die Wahrheit auf das, was ich Sie fragen werde. Versprechen Sie es mir? Ja?"

„Ja."

„Wie vor Gott?

„Wenn ich einmal Ja gesagt habe, so ist's Ja."

„Geben Sie mir die Hand wieder, Cäcilie — ich will Ihnen nicht mehr wehthun."

„Da. Sie zittern ja?"

„Ja, ich zittre, denn Sie werden jetzt gleich mein Urtheil sprechen."

„Ich verstehe Sie wahrlich nicht."

„Hören Sie mich denn. Würden Sie, — helf mir Gott, es muß gefragt werden — würden Sie wenn ich treu geblieben wäre, würden Sie mich je später noch geheirathet haben?" —

„Wenn das genügt, um Ihr Gewissen zu beschwichtigen, nein," sprach Cäcilie klar und fest. „Das ist die Wahrheit? — Das ist die volle, reine Wahrheit."

Hans athmete tief auf. „Gott segne Sie, daß Sie mich nicht geliebt haben. Was hab' ich mich gequält! Und etwas war es auch, daß mein Herz nicht so gleich von Ihnen los wollte. Es ist seltsam — ich hab' es immer sagen hören, daß ein Mann zwei Frauen zugleich lieben könne, ich hab' es nie recht glauben wollen — nun mußt ich es an mir selbst erfahren."

„Es war die Gewohnheit an mich, die Sie zu überwinden hatten," sprach Cäcilie liebreich, „und dann Ihre große Gewissenhaftigkeit. Armer Schlieben, ich hätte schon seit acht Tagen gern offen mit Ihnen geredet, aber es ist auch so schwer, dergleichen zu berühren."

„Lassen Sie nur," sprach Schlieben, „es schadet gar nichts, wenn man um Wesen wie Sie und Lucie etwas leidet, es ist einem recht heilsam."

„Und Lucie wird Ihnen alles Leid herrlich vergüten," entgegnete Cäcilie freundlich.

Er sah sie zweifelnd an. „Glauben Sie, daß ich — daß ich Aussicht habe: — Nein, — Nein?" fragte er bleich werdend.

„Sie haben schon Alles, wonach Sie noch seufzen. Lucie liebt Sie."

„Cäcilie, täuschen Sie nicht sich und mich!"

„Einfältiger, lieber Freund, ich werde doch Lucie verstehen, wenn sie, sobald ein Mal Ihre Riesengestalt irgendwo fehlt, ungeduldig frägt: „Ja, wo ist denn Dein Schlieben?" Mein Schlieben, sagt die Schlimme! Ich habe immer Lust, sie an ihren reizenden kleinen Ohrläppchen zu ziehen, aber ich hab' es noch unterlassen und immer ernsthaft geantwortet: er schreibt Artikel, wohl auch, er hat wahrscheinlich wieder Migraine."

„Hat er die oft?"

„O, so alle acht Tage."

„Ja, wer pflegt ihn denn da?"

„Die Tochter vom Hause, wo er wohnt." — Wenn Sie das lange Gesichtchen gesehen hätten, was da gezogen wurde!"

„Aber, Cäcilie!“ rief Schlieben geängstigt.

„Seien Sie ruhig, mein Freund, ich habe unschuldig hinzugefügt, daß die Tochter vom Hause über Fünfzig sei.“

Schlieben schüttelte den Kopf. „Wer sollte Ihnen solche Streiche zutrauen! Erstens haben meine Hausleute gar keine Tochter.“

„Sie könnten aber doch eine haben,“ meinte Cäcilie.

Er gerieth in eine sonderbare Versuchung für einen Liebhaber, er hatte nämlich die größte Lust, Cäcilie zu umfassen und recht abzuküssen. Sie ahnte davon nichts, sie sah ihn heiter und neckisch an. Er nahm sich zusammen und sagte: „Und die Migraine, die Sie mir so ohne Weiteres aufbürden — ich habe noch niemals Migraine gehabt.“

„Nein, das kann ich bezeugen, wenigstens nicht, so lange ich Sie kenne.“

„Ja, was soll ich denn da mit der Migraine in Luciens Gedanken?“

„Sich bedauern lassen. Und bei Gelegenheit sich pflegen lassen. Indem Sie nämlich sich stellen, als hätten Sie dieses unbekannte complaint, wissen Sie was, Sie haben es morgen, sitzen auf dem Divan, sind interessant, sehen blaß aus —“

„Wie soll ich denn das zu Stande bringen!"

„Wir schmücken Sie weiß."

Schlieben brach in ein Gelächter aus, dann wurde er wieder ernsthaft und sagte: „Nein, als Lustspielscene wollen wir's doch nicht betreiben. Ich werde mir schon ein Herz fassen und fragen, wie es sich geziemt. Jetzt geh' ich mit leichtem Gewissen daran. Ich schäme mich noch etwas vor Ihnen und vor mir selbst, aber das wird vorbeigehen und dann — dann wollen wir diese Lucie lieben und glücklich machen — das wird sehr schön sein. Aber —"

„Nun?"

„Heirathen Sie nicht den Rüstow."

„Warum nicht?"

„Dem gönn' ich Sie nicht. Ueberhaupt — um ehrlich zu sein, gönn' ich Sie Keinem. Am liebsten behielt ich Sie — für uns."

„Als künftige Tante Cäcilie? Nun, wer weiß, es kann kommen."

„Das wäre sehr prächtig. Denn — eifersüchtig werd' ich doch immer auf Sie bleiben. Glauben Sie nicht, daß ich Ihrer Eigenliebe Balsam auflegen will, nein, es ist mein voller Ernst."

„Er taugt nicht viel, dieser Ernst," sagte Cäcilie lachend, „indessen nach einigen Monaten Brautstand oder gar Ehestand wird schon Scherz daraus werden."

„Der Himmel wolle, daß ich bald wisse, wie es einem thut, wenn man Bräutigam ist! Heute Abend bei der d'Elmar?"

„Ja."

„Kommt — Lucie?"

„Mit Papa und Mama."

„Da — da werde ich anfangen."

„Und ich werde Ihnen zusehen."

„Und mich ermuthigen."

„Sie ermuthigen und, ist es möglich, Ihnen helfen."

„Sie sind doch eine wahre heilige Cäcilie," sagte Schlieben bewegt, „Gott lohne es Ihnen und lasse es Ihnen gut gehen!" Damit entfernte er sich voll hoher Feierlichkeit, und Cäcilie wußte, allein geblieben, eine ganze halbe Stunde lang nicht recht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Zehntes Capitel.

Wendelin als Freiwerber.

Schlieben war gar zu begierig auf die Erfahrung, wie es einem Bräutigam zu Muthe sein müsse, um sie nicht in möglichster Eile machen zu wollen. Nun er darüber beruhigt war, daß Cäcilie durch seine Werbung um Lucie nicht unglücklich werde, stürzte er mit seinen mächtigsten Schritten auf das Ziel los, welches zu erreichen ihm gleichbedeutend mit Leben geworden war, und erreichte es glücklich früher als hundert Andere es erreicht hätten. Als er, ohne Migräne zu spielen und sich pflegen zu lassen, von Lucien ein freies, frohes Ja erlangt hatte, ging er geradeweges zu Herrn von Oertzen, und warb wie ein Berechtigter um die einzige schöne Erbtochter. Daß Lucie eine reiche Erbin war, hielt ihn nicht einen Augenblick zurück; nicht im Traum fiel es

ihm ein, man könne seiner Bewerbung eigennützige Beweggründe unterschieben; hätte man ihm angedeutet, daß ein solcher Argwohn doch möglich sei, er würde laut aufgelacht haben. Lucie ihres Geldes wegen heirathen wollen — das wäre Humor gewesen. Auch dachte Herr von Oertzen ebensowenig daran, wie sein sich ihm darbietender Schwiegersohn. Dem praktisch erfahrenen Manne war es gleich klar, mit welcher excentrischen, aber ehrlichen Natur er zu thun habe. Weder gegen Schliebens Person, noch gegen seine frühern oder jetzigen Verhältnisse war auch nur das Geringste einzuwenden, und wenn er Nichts zu bieten hatte, als sich selbst, so bot er mit sich selbst etwas Gutes. Und dann — Lucie wollte ihn. Sie hatte bisher ihre Eltern noch mit keiner Liebesgeschichte behelligt. Die jungen böhmischen Herren waren, wie sie sagte, am Besten im Stall aufgehoben, und von einem Officier mochte sie ein für alle Mal Nichts wissen, „denn die," erklärte sie, „sehen jede junge Dame gerade so an, als wäre sie eine ihnen zukommende Eroberung." So war sie denn in stolzer, trotziger Freiheit des Herzens bis zu ihren einundzwanzig Jahren gekommen, aber als sie Hans Schlieben gesehen hatte, da war es mit der Freiheit aus gewesen. Wie ihn hatte auch sie der erste Blick getroffen. An dem Tage, wo sie ihn gleichsam wie ein Bild im Rahmen

der offenen Thür erblickte, dachte sie zum ersten Mal länger als zehn Minuten an einen jungen Mann. Bald nahm Schlieben alle ihre Gedanken für sich, und sie wußte, daß sie liebte. Sie freute sich darüber, die Eltern hatten schon längst gewünscht, sie möchte heirathen, und ohne Liebe war es doch nicht gegangen, meinte Lucia. Daß Schlieben sie wieder liebe, dessen war sie ganz sicher — wem gefiel sie denn nicht? Jadoch, Zweie erkannten ihre Herrschaft nicht an, der Baron Rüstow und der Herr Wendelin, aber der Baron war Cäciliens erklärter Bewerber, und der Herr Wendelin ein dürrer Geschäftsmensch, die Beiden zählten also nicht. Alle, die frei waren, hatten sich Lucien unterworfen, so weit nämlich deutsche Männer sich überhaupt einem weiblichen Einflusse unterwerfen können, möge er selbst von der Jugend und von Schönheit ausgeübt werden. In keiner Nationalität ist der Mann so stereotyp rebellisch gegen das Weibliche wie in der deutschen, Schlieben hatte die Gewandtheit und Bereitwilligkeit, womit er seine langen Glieder den Frauen zu Füßen legte, aus Amerika mit herüber gebracht und zu seinem Glücke beibehalten, denn es war gerade seine Unterwürfigkeit, durch welche er Lucie so gewann. Wie er aber war, lang, geschmeidig, sanft, wunderlich, gefiel er ihr dermaßen, daß sie sich bis zur Thorheit in ihm verliebt hätte, wenn in der Liebe die

Thorheit nicht die höchste Weisheit wäre. Nur sprach er ihr nicht rasch genug, Lucie wurde ungeduldig. Die Migraine bekam die Schuld, denn Lucie glaubte an die Migraine, welche Cäcilie ihr so ernsthaft aufgeredet hatte. Als sie erst verlobt, bat sie ihren Hans zärtlich, er möchte, bekäm' er das nächste Mal seine Migraine, doch ja zu ihr kommen, um sich pflegen zu lassen. Ein helles Gelächter war die Antwort, welche sie empfing, dann erklärte Schlieben ihr, welche Freiheit Cäcilie sich mit seinem Kopf genommen habe. Lucie maulte ein wenig, sie hatte sich das so hübsch gedacht, den großen Bräutigam ein Mal einen halben Tag lang verhätscheln zu können. Das war die einzige sentimentale Grille, welche in ihrem Kopfe spukte, denn sonst hat schwerlich je eine junge Dichterin sich mit so viel Heiterkeit verlobet, wie Lucie. Als Schlieben sie fragte, antwortete sie ihm wie im Triumph, und auch nachher wurde von dem Brautpaar keinesweges geseufzt, dagegen viel gelacht, geneckt und geküßt. Fräulein d'Elmar sagte: „Es ist eine wahre Erquickung, ein Mal Menschen mit solcher Lust glücklich werden zu sehen; ich glaube, auf diese Verlobung ist auch nicht eine Thräne gefallen."

Obwohl keinen eigentlichen Nebenbuhler, denn Niemand hatte sich noch um Lucie förmlich beworben,

hatte Schlieben doch viele Neider. Seine weibliche Verwandtschaft und was an Vettern von ihm verheirathet war, freute sich, seine unverheiratheten Vettern dagegen, so wie seine Freunde begnügten sich mit dem Ausruf: „Hat der Mensch Glück!“ Einige sagten wohl auch: „Ein unvernünftiges Glück hat der Schlieben, das muß man gestehen.“

Wie recht und billig ließ Hans sich durch dergleichen freundschaftliche Reden keinen Augenblick anfechten und keine Minute stören.

Cäcilie war gewiß ohne Neid, aber doch machte das Anschauen dieses frischen Brautglückes sie bisweilen traurig. Das große Bedürfniß des Weibes, einem Manne mehr zu sein als die ganze Welt, erwachte in ihr, nun sie täglich sah, was es heiße, in dem Herzen eines Mannes getragen zu werden. „Ich gönn' es Lucien, aber ich möchte wohl auch erfahren wie es thut,“ dachte sie. Der Baron Rüstow hatte nie so viele Aussicht gehabt. Er hatte sich wenigstens nicht von der neueren, glänzenderen Erscheinung abwendig machen lassen, ein großes Verdienst, wie Cäcilie fand. Dann wieder wurde ihr bei seiner stillen gleichmäßigen Bewerbung angst und bange. Schon jetzt langweilte er sie oft trotz seiner Ehrfurcht und seiner Sanftmuth, oder vielleicht gerade durch diese beiden im Allgemeinen Frauen so willkommenen

Eigenschaften. Wie sollte das erst in der Ehe werden? War es möglich, daß man einen Mann nach der Heirath liebenswürdiger fand als vorher? Cäcilie mußte wirklich nicht recht aus und ein wissen, denn sie kam auf den Einfall sich Raths zu erholen. Die Frage war nur, bei wem sollte sie es versuchen? Zu ihrer Mutter hatte sie nie Vertrauen gehabt, von ihrem Vater wußte sie im Voraus, was er sagen würde, nämlich ganz kurz: „Thu, was Dir gefällt, mein liebes Kind." Frau von Amstetter, Fräulein d'Elmar, Katharina Rochlitz waren sämmtlich für Rüstow eingenommen. Mamma Wendelin war ihr, sie wußte nicht wie, abhanden gekommen, man sah sie fast nie mehr, und wenn sie kam, so war sie fremd und steif, redete von früheren Ansprüchen, vom kennen ihres Platzes, von ursprünglich verschiedener Extraction und lauter dergleichen unangenehmen Dingen. Wendelin endlich, o, der vernachlässigte Cäcilie auf eine unverantwortliche Weise! Wenn er kam, war er nicht verändert, immer derselbe, um so zu sagen, harte theilnehmende Freund, aber wenn kam er denn? Fast nie. Immer wollt' er Geschäfte haben. Die hatte er sonst auch gehabt und war doch jeden Abend gekommen, wenigstens fast jeden Abend. Was war es denn? Störte ihn Rüstow? da sollt er es doch sagen. Aber nein, er war gar nicht mehr offen wie sonst, oder Cä-

cilie interessirte ihn nicht mehr wie sonst. Es war ihm gleichgültig, ob sie eine Art Heimweh nach seiner ververtrauten Rauhheit empfand, wie etwa ein Berggeborner nach der gewohnten herben, aber kräftigen Luft. Recht betrübend war's, recht entmuthigend. Wo fand man gleich wieder solch einen uneigennützigen Freund? Ach, der gute, alte Hofrath Stamm — Cäcilie dachte auf ein Mal an den guten alten Hofrath Stamm. Von wem konnte sie bessern Rath hoffen, als von ihm? Sie schrieb ihm einen langen Brief mit der Federphotographie des Barons, mit der vertraulichen Darlegung aller ihrer Ungewißheiten, ihrer „Ich möchte" und „Wenn nur," mit der innigen, dringenden Bitte um schleunige Antwort, vollkommene Offenheit und den höchst nöthigen guten Rath. Es war ein lieber, hübscher und völlig unnützer Mädchenbrief.

Eine halbe Stunde war er fort, da kam ganz unvermuthet — wer? Wendelin.

Cäcilie, noch erregt vom Schreiben — ein junges Mädchen bittet nicht ohne ernstliche Gemüthsbewegung einen alten Herrn um so wichtigen Rath.

Cäcilie empfing ihren Verleger und bisherigen Vormund nicht ganz so ruhig und so unbefangen wie gewöhnlich. Er schien es nicht zu bemerken, er gab ihr Einiges, was für sie gekommen war, bat sie, ein

Manuscript zu lesen, welches man ihm angeboten hatte, fügte hinzu, daß er selbst es nicht könne, indem er am nächsten Tage in Geschäften verreisen müsse, sah dann zerstreut vor sich hin und verstummte.

„Und was haben Sie zu der Verlobung gesagt?“ fragte Cäcilie, denn sie und Wendelin hatten sich, seit Hans Bräutigam war, noch nicht gesehen.

„Sie meinen die Schliebens?“ fragte Wendelin, einen Augenblick aufsehend. „Es ist ein rechter Glücksfall, glaub' ich — es ist mir sehr lieb für ihn.“

„Wissen Sie, daß Sie gerade nicht warm Theil nehmen?“ sprach Cäcilie vorwurfsvoll.

„Doch, doch,“ entgegnete er, „nur kann ich die Theilnahme jetzt gerade nicht so warm äußern, wie ich thun würde, wär' ich weniger durch meine eigenen Angelegenheiten zerstreut. Aber wie es so manchmal ist, alles Verdrießliche kommt zusammen über einen, und da ist man doch nicht immer genug Herr über sich selbst, um seinen Freunden Alles sein zu können, was sie beanspruchen dürfen. Schlieben muß mir verzeihen, und auch Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich vielleicht nachlässig erschienen bin.“

„Ich würde Sie sehr gern entschuldigen, wenn Sie mir sagen wollten, was Sie beunruhigt und be-

drängt. Ist das Geschäft mit Herrn Wehrmann noch nicht im Reinen?“

„Ich reise morgen hin, um mit ihm zu conferiren,“ antwortete Wendelin ausweichend.

„Sie sagen mir Nichts. Sonst theilen Sie mir mit, was Sie betraf.“

„Financielle Verdrießlichkeiten doch wohl nur sehr selten! Und dann — Sie sind jetzt so viel mehr beschäftigt, so von andern Seiten in Anspruch genommen —“

„Ist das ein Vorwurf?“

„Wahrlich nein,“ antwortete Wendelin mit hervorbrechender Herzlichkeit. „Ich habe kein Recht, Ihnen aus irgend etwas einen Vorwurf zu machen, und auch nicht die mindeste Veranlassung es zu thun. Sie sind immer gleich vortrefflich gegen mich geblieben, nur ist es, gestehen Sie es, eine unbestreitbare Thatsache, daß Ihre Gesellschaft eine andere, mannigfaltigere geworden ist.“ Wendelin hörte auf, als erschöpfe ihn das Sprechen. „Sind Sie nicht etwa krank?“ fragte Cäcilie. „Ich finde Sie in Aussehen und Haltung verändert, so viel blässer, so ermüdet —“

„Das bin ich, ermüdet — ich habe mich wohl etwas überarbeitet, und dann kann ich seit einiger Zeit nicht recht schlafen, aber es ist durchaus Nichts. Sie

beweisen wirklich große Freundlichkeit, indem Sie sich erinnern, wie mein grämliches Gesicht vor vier oder sechs Wochen ausgesehen hat, aber — wir sprechen von mir, und eigentlich bin ich gekommen, um mit Ihnen von Ihnen zu reden — wieder einmal, wie früher, den unbefugten Rathgeber zu spielen, wenn auch nicht" — er unterbrach sich und schöpfte Athem, „wenn auch nicht ganz so unautorisirt wie früher."

„Nun, durch wen sind Sie denn autorisirt worden?" fragte Cäcilie. Sie beobachtete ihn scharf und mit einer gewissen, unruhigen Erwartung.

„Frau von Amstetter wünscht zu ihrem Manne zurückzukehren," sagte Wendelin und hustete leicht, wie um die Stimme, die etwas belegt schien, klar zu bekommen.

Cäcilie drückte sich in ihre Sophaecke zurück und wartete.

„Es ist das wohl nur ein natürlicher Wunsch," fuhr Wendelin fort.

„Ein sehr natürlicher," bestätigte Cäcilie, „ich begreife nur nicht, warum meine liebe Freundin ihm nicht ohne Weiteres nachgiebt."

„Weil sie," sagte Wendelin und spielte mit den Fingern seiner rechten Hand an der Lehne seines Sessels, „erst Ihr Schicksal gesichert zu sehen wünscht."

„Ah," sagte Cäcilie, „Sie kommen als Abgesandter meiner Freundin für — Baron Rüstow?"

„Ja," antwortete Wendelin. Man hörte das Wort kaum, und Cäcilie sah, wie er auf einige Sekunden die Lehne des Stuhls mit krampfhaften Fingern umschloß. Gleich aber war er wieder Meister seiner selbst und sprach deutlich und fest, wenn auch langsam: „Frau von Amstetter hat mich gebeten, Sie, wenn es möglich wäre, zu der Heirath mit dem Baron zu bestimmen. Sie schrieb mir einigen Einfluß auf Sie zu, ich habe ihr geantwortet, daß ich wenigstens den Eifer des wahren Freundes hätte. Es wird uns Allen sehr schwer fallen, Sie zu verlieren, denn das müssen wir, wenn Sie diese Verbindung eingehen, aber dennoch ist es unsere Pflicht, es zu wünschen und die meinige besonders, es Ihnen zu rathen, indem es zu Ihrem Glücke sein würde."

„Glauben Sie?" fragte Cäcilie leise. Sie hatte, während Wendelin sie nicht ansah, auf seinem Gesicht die Spur jedes Wortes verfolgt, wie er es, dem widerstrebenden Gehirn abdringend, mühsam über die Lippen brachte. Auf seiner Stirn standen jetzt helle kleine Schweißtropfen. Er fühlte sie und wagte nicht sie abzutrocknen, damit Cäcilie sie nicht gewahr werden sollte. Cäcilie aber hatte sie bereits gesehen, und noch mehr gesehen. Mit dem Blick ihrer Seele war sie in die Seele

Wendelins getaucht und hatte dort den Schatz seiner in die Tiefe versenkten Liebe entdeckt. Ihr war es, als sei sie in einem Augenblick um eine Welt reicher geworden. Aber sie ließ sich Nichts merken, sie blieb still und ernst sitzen, als dächte sie nur über Baron Rüstow nach. Erstens wollte sie sich selbst überreden, daß sie noch ungewiß sei, was sie mit der Liebe Wendelins anfangen solle, zweitens war sie zu sehr Frau, um nicht Reiz im Experimentiren mit Herzen zu finden. Ja, Wendelins Herz, dieses widerspenstige, in der Leidenschaft zuckende und doch ihr trotzende Herz, mußte noch ein Paar Mal mit leisen Händen um und um gewendet und mit neugierig glücklichen Augen durchforscht werden, bevor — bevor darüber entschieden werden konnte. Geduldig aushaltend was er eben erleiden mußte, da er es ein Mal übernommen hatte, mit Cäcilien zu reden, saß Wendelin ihr gegenüber. Aber die Minute, während welcher sie schwieg, wurde ihm lang und schwer. So schwer, daß er, der bisher aufrecht gesessen hatte wie immer, ohne es zu wissen der Ermattung nachgab und sich in den Sessel zurücklehnte. Cäcilie bemerkte auch das, und sie fühlte es von Neuem, *der Mann*, welcher dort vor ihr saß, war *ganz und gar* überwunden.

Sie blickte ihn jetzt an. Ohne daß sie es ahnte,

glänzte etwas von ihrer Seele aus ihren Augen, denn Wendelin war plötzlich wie von Licht betäubt und dachte schwindelnd: „das ist nicht möglich." Als er sich wieder gefaßt hatte, sah er in ihrem Blicke nur den gewöhnlichen Ausdruck der herzlichen treuen Gesinnung. Er hatte sich getäuscht, nur durften solche Täuschungen nicht öfter kommen, es war eine Erdbebenempfindung darin, welche durch und durch schüttelte und so zerbrochen zurück ließ, daß man sogar nicht sprechen konnte. Wendelin wenigstens versuchte es umsonst, seine Lippen waren buchstäblich gelähmt.

Cäcilie sprach. Bittend, wie sie öfter that, wenn sie von Wendelin etwas erreichen wollte, sagte sie: „Ich würde Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie mir in Betreff dieser Heirath alles weitere Andringen ersparen könnten."

„Sie wollen nicht?" fragte Wendelin, die Lippen mühsam bewegend.

„Nein, ich will nicht," antwortete Cäcilie mit verstellter Gelassenheit. „Ein für alle Mal nicht," setzte sie entschiedener hinzu. „Der Baron ist ein seltener und edler Mann, dessen Neigung mich ehrt, aber er kann mir nicht Alles ersetzen, was ich um seinetwillen aufgeben müßte. Und wozu sollte ich aufgeben, was ich kenne und besitze? Meine Arbeit ist mir lieb, mein

Wirkungskreis befriedigt mich. Die Unabhängigkeit hat mich verwöhnt. Und wenn ich auch unverheirathet bleibe, werde ich darum doch nicht einsam sein. Ich habe Freunde, die mich lieb haben — selbst Sie, Herr Wendelin, sind darunter, wenn Sie nicht so beschäftigt sind, wie jetzt — nicht wahr?" schloß Cäcilie und reichte Wendelin scheinbar gutmüthig die Hand hin.

„Ich bin immer gleich Ihr Freund, das wissen Sie," sprach er und gewann es über sich selbst, ihre feine warme Hand so ruhig wie immer zu nehmen und, auch wie immer, sie nur leicht zu drücken. Dann aber sank seine kalte und feuchte Hand, schwer und kraftlos herab. Er konnte nicht mehr, auch nicht mehr Cäcilien zureden, selbst Wendelin hatte nur ein gewisses Maß von Kraft, welches mit dem verrätherisch geforderten Händedruck gänzlich erschöpft war. Wäre Cäcilie ein Engel gewesen, sie hätte dem gequälten Manne Gelegenheit geboten, sich auszusprechen — er war so weit, daß es ihm nicht darauf angekommen wäre, sich ihr ein für alle Mal auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Aber sie war Weib und was noch mehr ist, Mädchen, d. h. ein Geschöpf, welches bei aller Intelligenz gewisse Dinge, welche nur die Erfahrung lehrt, nicht begreift und daher mit der Leidenschaft im Manne spielt, als wäre sie eben nur zur Belustigung der Mädchen da. Ein Mädchen

kann bei aller Reinheit, allem Gemüth, aller Liebe bis zur Grausamkeit kokett sein, eine Frau treibt die Quälerei nur bis auf diese Spitze, wenn die Koketterie ihr eigentliches Metier ist.

Eilftes Capitel.

„Wissen Sie, daß Wendelin Sie liebt?"

Die straffe Spannung dieser Scene durfte jedoch nicht gar zu lange anhalten, das fühlte Cäcilie, darum fragte sie: „Wer soll denn nun meiner lieben Freundin ankündigen, daß sie zu ihrem Mann zurückreisen und Ihren Vetter mitnehmen kann?"

Wendelin nahm sich zusammen. „Sie wünschten jeder Erklärung des Barons wo möglich auszuweichen!"

„Ja. Um seinet- wie um meinetwillen. Mir würde es peinlich und ihm unangenehm sein."

Wendelin mußte lächeln. „Ich glaube selbst einen so gedämpft empfindenden Mann wie Baron Rüstow ist eine solche Erfahrung mehr als blos unangenehm. Jedenfalls ist es passend, daß Sie ihm, der Sie ihm das Schmerzlichste nicht ersparen können, alle kleine Re-

benleiden zu ersparen suchen. Ich habe nicht viel Zeit, indessen will ich doch zu Frau von Amstetter und ihr Bericht abstatten, wie meine Gesandtschaft abgelaufen ist. Nur muß ich Sie um Erlaubniß bitten, mir einen Wagen holen zu lassen, denn ich muß rasch dort sein, da ich noch viel zu thun habe, bevor ich reise."

Cäcilie schellte, der Bediente erschien und empfing den Auftrag, einen Wagen zu rufen. Bis der kommen konnte, mußte gesprochen werden. Cäcilie sagte: „Ich sehe Sie da wohl vor der Abreise nicht mehr?"

„Schwerlich. Sollte Schlieben nach mir fragen. grüßen Sie ihn, denn ich werde auch ihn nicht mehr sehen."

„Der ist jetzt wenig zu sehen. Fast immer bei Lucien."

„Das ist natürlich."

„Ja, sie trinken sich nicht satt an ihrem neuen Glück, und ich glaube, lernen sich im Brautstande nachträglich leidenschaftlich lieben."

„Um so besser."

„Werden Sie lange wegbleiben?"

„Es kommt darauf an, wie ich Wehrmann finde."

„Der Name ist ominös. Der Mann, der sich wehrt —"

„Ja, und mitunter recht unangenehm."

„Schlieben erzählte mir das. Ihm war es nie ganz Recht, daß Sie sich gerade diesen Associé gewählt."

„Schlieben sah schärfer als ich. Es ist ein großer Irrthum, wenn man die Beschränktheit durch Ueberlegenheit zu dominiren meint. Sie wehrt sich dagegen, wie Wehrmann gegen mich."

„Wenn Sie zurück sind, seh' ich Sie doch bald?"

„Gewiß."

„Ich werde dann wieder mehr für meine gewohnten Freunde da sein. Und, nicht wahr, dann beweisen auch Sie mir das gewohnte Vertrauen?"

„Ja, ich verspreche, Sie nach besten Kräften zu langweilen."

„Das wird sehr schön sein," sagte Cäcilie heiter.

Es war das Alles mit so langen Pausen gesprochen worden, daß der Wagen Zeit gehabt hatte, vorzufahren. Wendelin hörte ihn und stand auf, der sonst so schnellkräftige Mann schien von Blei, so hatte diese halbe Stunde ihn ermattet. Es wäre ihm kaum möglich gewesen, eine Straße zu gehen, darum hatte er den Wagen verlangt. Cäciliens Blicke hüllten ihn gewissermaßen in zugleich sorgliche und freudige Beobachtung ein, sie triumphirte über die Gewalt, mit welcher sie diesen starren, stolzen Geschäftsmenschen selbst in seiner körperlichen Kraft zerbrechen konnte. Mit einem glänzenden

Lächeln sagte sie ihm: „Auf Wiedersehen!“ als er ihre Finger eben nur berührend, von ihr Abschied nahm.

Im Wagen nahm er trotz des Frosttages den Hut ab und trocknete sich die Stirn. Zunge und Gaumen waren ihm trocken wie im heißen Sommer, er hätte gern einen eiskalten Trunk gehabt. „Die Liebe, besonders die schweigende, ist doch noch ein schwereres Geschäft, als der Buchhandel,“ dachte er. Dann überlegte er sich, ob er sich verrathen haben möge? „Hoffentlich hat sie Alles auf körperliche Ermüdung durch Arbeit geschoben,“ dachte er, „sonst —“

In diesem Augenblicke wurde der Wagen angerufen und angehalten, und Schlieben erschien am Schlage. „Was, Sie im Wagen, Wendelin?“ fragte er, „Und ohne Hut? Mein theurer Herr und Freund, was giebt's denn?“ Wendelin der nicht wußte, daß er seinen Hut noch neben sich liegen hatte, gerieth wirklich ein Mal in Verlegenheit und beklagte sich geschwind über Hitze im Kopfe. „Die muß stark sein,“ meinte Schlieben, „wenn Sie heute das Bedürfniß fühlen, sich abzukühlen. Wir haben zwanzig Grad, wissen Sie das?“—

„Das ist viel.“—

„Ja freilich ist es viel, und bei solcher Kälte ohne Hut im Wagen sitzen, besonders wenn die Fenster her-

untergelassen sind, ist ein Unsinn, wohin fahren Sie denn in solcher Verfassung?"—

„Ich — ich habe einen Besuch bei einer Dame abzustatten."—

„Wendelin, wollen Sie etwa — heirathen?"—

„Vorläufig noch nicht. Ich bin nicht in solcher Eile wie gewisse meiner Freunde."

Schlieben stand noch immer. Die Hand auf den Schlag gelegt und die Augen erwägend auf Wendelin gerichtet. Dieser wurde ungeduldig und sagte: „Sie halten mich aber auf und sperren die Passage."

„Es ist wahr, pardon!" rief Schlieben loslassend und zurückspringend. Wendelin nickte ihm flüchtig zu und fuhr weiter.

Schlieben stand da und streichelte sich den Bart, „Was ist's mit dem? Der war nicht in seiner assiette ordinaire. Hm, hm, hm, da muß ich fragen."

Eben wollte er sich in Bewegung setzen, da rannte ihn ein Packträger an. Schlieben sah sich um, lüftete den Hut, sagte verbindlich: „Ich bitte sehr um Verzeihung," und schlug mit ellenlangen Schritten den Weg nach Cäciliens Wohnung ein.

„Cäcilie, was ist's mit Wendelin?" mit dieser Frage stand er vor ihr, die wie aus Träumen auffuhr, und nicht gleich wußte, was er wollte.

„Was es mit Wendelin ist, will ich wissen," wiederholte er ungeduldig.

„Ist ihm denn etwas begegnet?" fragte Cäcilie beunruhiget.

„Es muß ihm etwas begegnet sein, denn er fuhr in einem Wagen und hatte den Hut nicht auf."

Cäcilie erholte sich. „Wenn es weiter nichts ist! Und um sich diese Facta erklären zu lassen, kommen Sie hier hergestürzt und erschrecken mich! Sie sind doch ein recht turbulenter Mensch."

„Ja, ich muß doch wissen, was es mit Wendelin ist."

„Aber was ist denn besonderes geschehen, daß er fährt? Soll er nie fahren?"

„Nicht ohne Hut bei dieser Kälte?"

„Vielleicht hat er den Hut verloren."

„Nein, er hatte ihn neben sich."

„Nun gut?"

„Nun, finden Sie das vernünftig bei zwanzig Grad Kälte?"

„Wer wird es denn vernünftig finden?"

„Und wer hat bisher Wendelin etwas Unvernünftiges thun sehen? Niemand auf der Welt. Foglich kann er sich nicht in seinem normalen Zustand befinden."

„So befindet er sich in einem exceptionellen."

„In einem befremdenden, krankhaften, besorgniß=

erregenden muß er sich befinden, das ist ausgemacht, aber woher kommt dieser Zustand? worin besteht er?"

„Fragen Sie doch ihn."

„Wendelin? das hab' ich eben auf offener Straße gethan, aber er geberdete sich geheimnißvoll und redete von einem Besuche bei einer Dame."

„Ja, bei der Ernestine."

„Ah, Sie wissen also um den Besuch und auch warum er ihn macht? War Wendelin bei Ihnen?"

„Er fuhr von hier aus ab."

Schlieben spitzte die Lippen unter seinem Barte zu einem langen pantomimischen Pfiff. Dann setzte er sich mit einem „mächtig weisen Aussehen" ohne Weiteres neben Cäcilie auf das priviligirte Sopha.

Cäcilie sagte, sich etwas von ihm wegrückend: „Lieber Schlieben, die Wahrheit zu sagen, stören Sie mich jetzt ein wenig."

„Das schadet Nichts, das muß man sich von einem so alten Freunde gefallen lassen," antwortete er. Dann sah er ihr fest und gerade in die Augen und sagte: „Wissen Sie, Cäcilie, daß Wendelin Sie liebt?"

„Oh?" antwortete Cäcilie naiv.

„Oh?" machte er ihr nach. „Wissen Sie es etwa nicht? Sie wissen's besser als ich, wenn auch nicht länger als ich. Dann wissen Sie, wie lange ich es weiß? Seit

dem Tage, wo ich für einen sehr intimen Freund, den ich gleichsam wie mich selbst betrachte, einen feierlichen, solennen Korb bekam."

„So lange?

„Ja, so lange. Auch war ich im Grunde viel eifersüchtiger auf Wendelin als auf Rüstow, und habe darin divinatorischen Takt gezeigt, denn nun ist es klar, warum Rüstow abgewiesen werden wird und warum ich abgewiesen worden bin."

„Nein, die Schuld meines schlechten Geschmacks darf ich nicht auf Wendelin fallen lassen, das wäre ungerecht."

„Ueber die Ungerechtigkeit wird er sich nicht beschweren," erwiderte Schlieben lächelnd. Dann sprach er ernster: „Täuschen Sie sich nicht länger, Liebe, es ist gut, daß Sie gerade hier klar sehen und zwar bald. Sie müssen es sich jetzt erklären können, warum Sie immer so zerstreut waren, sobald eine gewisse männliche Physiognomie, sehr edel, wenn auch etwas verdrießlich, sich nicht in der Gesellschaft befand. Wendelin ist Ihnen allmählich Alles geworden, was Sie ihm schon längst sind, nur daß er früher zum Bewußtsein davon gekommen ist. Jetzt aber, Cäcilie, gilt es, sich ohne alles Selbstbelügen prüfen. Können Sie die Frau des Buchhändlers werden und sich darein ergeben, nie bei Hofe vorgestellt zu werden, es entstände denn eine Palast-

Revolution gegen die jetzige Etikette? Können Sie sich in Gedanken „die junge Wendelin“ nennen hören, ohne mit Ihrem stolzen Unwillen die Augenbrauen zusammen zu ziehen? Das fragen Sie sich, und antwortet Ihr Gewissen Ihnen auf diese Fragen mit Nein, dann seien Sie hart und kalt gegen Wendelin, damit er nur kurz leide. Aufgeopfert zu werden, selbst eines Vorurtheils wegen — er wird's ertragen und Ihnen nicht zürnen, aber mit sich spielen lassen, das würd' er nicht, und — dazu ist er auch zu gut, denn es lebt auf Erden kein Mann, der rechtlicher und tüchtiger wäre, als Wendelin. Er ist einer von den zwei oder drei Menschen, vor denen ich Respekt habe. Also, wie Sie auch entscheiden mögen — behandeln Sie ihn nach seinem Werth. Und nun stör' ich Sie nicht weiter. God bless you!“ Damit küßte er ihr die Hand und verließ sie.

„Sie thut's nicht, sie heirathet ihn nicht,“ sagte er zu sich selbst, als er wieder auf der Straße war. „Armer Wendelin! Den faßt's ordentlich. Ich glaube es ist das erste Mal, daß er nicht den Kopf oben behalten hat. Wie er aussah! Um zehn Jahr älter geworden. Die Cäcilie! Unsere Heilige! Stiftet solches Unheil! Sie hat's wider Willen, gethan, aber jetzt wird sie's mit dem besten Willen nicht wieder gut machen können. Sie kann's nicht. Die Aristokratin steckt ihr zu sehr

im Blut. „Die junge Frau Wendelin —“ nein, das bringt sie nicht zu Stande.“

Wendelin war derselben Meinung und sprach sie fast zu derselben Minute, daß Schlieben sie im Selbstgespräch äußerte, gegen die Präsidentin aus. Ernestine war eine liebe und liebenswürdige Frau, aber daß ihr Plan mit ihrem Vetter so gänzlich fehlgeschlagen war, versetzte sie in die verdrießlichste Laune, und sie vergaß sich so weit, daß sie zu sticheln begann. Sehr fein, sehr höflich, aber auch recht spitzig.

Wendelin hörte sich das einige Minuten mit an, dann wurde er es müde, sich diesen Morgen von Frauen quälen zu lassen, und fragte entschlossen: „Gnädige Frau, soll das Alles auf mich gehen?“

„Vielleicht,“ antwortete Ernestine, die selbst um den Preis einer Erörterung hinter die Wahrheit in Bezug auf ihn und Cäcilie kommen wollte.

„Dann, gnädige Frau, haben sie Unrecht,“ sprach er ruhig, aber ohne Umstände zu machen. „Sie haben ein Vertrauen in mich gesetzt, von dem ich nicht wußte, wie ich dazu käme — ich habe es zu rechtfertigen gesucht, weil meine Ueberzeugung mit Ihrer Ansicht übereinstimmte, aber aufzwingen kann ich am Ende Fräulein von Platen meine Ueberzeugung nicht. Wenn sie nicht will, so will sie nicht, sie ist mündig, selbstständig und

weder Ihnen noch mir Rechenschaft schuldig. Was mein persönliches Gefühl für Cäcilie — für Fräulein von Platen betrifft, so hat Niemand das Recht, danach zu forschen, denn ich bin Niemand damit in den Weg getreten. Was ich empfinde geht ganz allein mich selbst an."

„Sobald es Fräulein von Platen betrifft, geht es ihre Familie und ihre Freunde ebenfalls an," sagte die Präsidentin gereizt. „Oder wollen Sie läugnen, daß Sie für Cäcilie anders fühlen, als ein bloßer Freund?"

„Ich könnte es läugnen," antwortete er unwillig, „denn, wie gesagt, Sie haben nicht das mindeste Recht mich zu fragen; aber wozu? Uebrigens ist es so gut, als wär' es nicht der Fall. Ich bin nicht der Mann, der sich Opfer bringen läßt. Was ich thun würde, wenn ich nicht der Buchhändler Wendelin und Cäcilie nicht Fräulein von Platen wäre, das gehört nicht hierher. Wie die Lage ist, werde ich Nichts thun, um so weniger etwas thun, da meine financiellen Verhältnisse für den Augenblick auf das höchste derangirt sind, und sich nur allmählich, vielleicht auch gar nicht wieder herstellen lassen werden. Sie sehen, gnädige Frau, daß ich, obwohl ich Delikatesse bei Ihnen nicht kennen gelernt habe, doch auf Diskretion von Ihnen rechne. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen," schloß er, machte seine steifste und förmlichste Verbeugung, und ließ die Präsidentin in

der heftigsten Entrüstung zurück. „Was für ein unangenehmer, unhöflicher, anmaßender Mensch ist das!“ sagte sie ganz laut, als er die Thür geschlossen hatte. „Und den sollte Cäcilie lieben können? Er schien darauf hinzudeuten, der Eingebildete! da muß ich Cäcilie doch fragen. So ganz silly lilly wird sie doch nicht sein!“

Zwölftes Capitel.

Wie Freundinnen Abschied nehmen können.

Ernestine konnte Cäcilie nicht fragen. Sie fuhr deswegen hin und fuhr wieder zurück, ohne es gekonnt zu haben. Cäcilie hatte eine Art, sich in Unbefangenheit und Unverstand einzuwickeln, die sie, sobald sie es wollte, völlig unfehlbar machte. Ernestine hatte sie öfter gegen Andere so gesehen, aber noch nie sich selbst gegenüber so gefunden. Die Erfahrung war unangenehm. Ernestine beschloß ihre unmittelbare Abreise. Am nächsten Abend wollte sie fort. Cäcilie stellte ihr Jungfer und Bedienten zur Verfügung, um ihr beim Packen und bei den letzten Besorgungen zu helfen. Sich selbst bot sie nicht an. Sie war zu sehr innerlich mit sich beschäftigt, um sich geneigt zu fühlen, für Andere äußerlich thätig zu sein. Ernestine dankte kühl, für die Leute Cäci-

liens. „Ich habe Nichts mehr zu kaufen, und nur noch wenig zu packen, denn ich bereite mich schon seit einigen Tagen vor," sagte sie, „blos Besuche muß ich noch machen. Wann treff' ich Dich noch?"

„Willst Du nicht morgen noch hier diniren und — Rüstow mitbringen?" fragte Cäcilie.

„Warum Rüstow?"

„Nun er begleitet Dich doch?"

„Ohne Zweifel."

„So lade ihn in meinem Namen ein, denn Du kommst, nicht wahr?" Ernestine sagte zu.

Unterdessen traf Wendelin seine Anordnungen für die Tage seiner Abwesenheit. In einem so complicirten Geschäft fehlt der Chef, selbst wenn es nur für die kürzeste Zeit ist, auf eine fühlbare Weise. Dr. Grant wurde mit der Stellvertretung Wendelins betraut. Er war sehr geschmeichelt, betrachtete aber seinen Prinzipal nicht ohne Besorgniß und konnte sich der Bemerkung nicht enthalten: „Herr Wendelin, Sie sind — verzeihen Sie mir — aber Sie sind — sehr nervös." Zu seinem Erstaunen und zu seiner Betrübniß zugleich wurde Wendelin dieses Mal nicht böse, sondern sagte gutmüthig: „Sie mögen Recht haben, — ich glaube es selbst, vielleicht, wird es durch die Reise besser."

„Herr Wendelin," sagte Dr. Grant, „ich wünsche

Ihnen eine recht gute Reise, und wenn — wenn Sie sich doch nicht erkälten möchten!"

„Ich werde mein Möglichstes thun, um mich davor in Acht zu nehmen," versicherte Wendelin, drückte dem wackern Hauptredacteur die Hand und ging hinauf in sein Ankleidezimmer.

Dort lag er aschenbleich, wie die Engländer sagen, auf dem Sopha, als seine Mutter herein und zu ihm kam. „Wie ist's mit Deinem Kopf?" fragte sie, ihm die Hand auf die Stirn legend. Er zuckte unter ihrer Berührung zusammen, sie war nicht leicht genug gewesen. Frau Wendelin, die immer einen gesunden Sohn gehabt hatte, konnte sich in einen leidenden nicht so gleich finden. Wenn die Hand, welche die seinige diesen Morgen so gelähmt hatte, sich hätte auf seine Stirn legen wollen — umsonst, es war Thorheit! Resignirt und kurz antwortete er der Mutter: „der Schmerz habe noch zugenommen."

„Und mit solchem schlimmen Kopf mußt Du reisen!" rief sie ungeduldig.

„Es läßt sich doch nicht anders thun," antwortete er sanft.

„Und glaubst Du denn, diesen Wehrmann bewegen zu können, daß er bis zur Messe wartet?"

„Ich muß es versuchen."

„Und wenn er es nun nicht thut?“

„Muß ich Geld zu hohen Procenten aufnehmen.“

„Aber dann sind wir ruinirt!“

„Für Dich wird immer genug übrig bleiben, Mutter.“

„Aber für Dich! An Dich denk' ich.“

„An mich zu denken, wird es Zeit sein, wenn es Zeit ist. Jetzt ist vor Allem für mich und für das Geschäft Ruhe nöthig.“

„Ja, die wirst Du haben, unterweges!“

„Vielleicht da am Ersten,“ sagte der geduldige Sohn.

„Und wer weiß, ob Du, wenn Du zurückkommst, nicht gar einen neuen Brautstand vorfindest.“

„Nein, Baron Rüstow reist in diesen Tagen ab.“

„Unverlobt?“

„Unverlobt.“

„O Karl, da wäre ja eine Hülfe!“

„Mutter, Mutter!“

„Wenn sie Dir aber gut wäre —“

Der Sohn sah sie so müde an, daß sie zum Bewußtsein kam, wie sehr sie ihn peinige.

„Ich will gehen und Deinen Koffer packen,“ sagte sie. „Und essen — willst Du denn Nichts nehmen, Karl?“

„Nein, nur schlafen,“ erwiderte er.

Sie ging, aber er schlief nicht. Cäcilie saß vor ihm und sah ihn wieder und wieder mit jenem einen Blicke an, welcher ihn geblendet hatte. „Und gerade jetzt kommt diese Thorheit über mich, wo ich meinen ganzen Verstand nöthig hätte!“ Er stöhnte ungeduldig, „Wenn sie mir gut wäre — mein Gott, es bedürfte dessen nicht ein Mal, sie thät's aus Großmuth. Wenn sie wüßte, daß mir die Gelder plötzlich verweigert werden, sie dränge mir ihre Kapitalien auf, aber ich kann's nicht, ich kann von ihr kein Geld geborgt nehmen. Ja, wenn ich sie nicht liebte, aber so — lieber ruinirt sein! Und dann — ich kann noch durchkommen. Man schränkt sich ein, man arbeitet mehr als je.“ Sein Kopf schmerzte peinigend. Eine große Angst ergriff ihn. „Aber wenn meine Gesundheit nachläßt — gerade jetzt, wo ich sie so brauchen werde! Mein Gott, mein Gott, nur nicht krank werden laß' mich!“

So marterte Wendelin sich den ganzen Abend über ab, und Schlieben dachte den ganzen Abend an ihn und Cäcilie träumte den ganzen Abend von ihm, und Beide hatten keine Ahnung von seinen geistigen und körperlichen Leiden. Wenn sie gewußt hätten, wie sehr er des Zuspruchs und der Theilnahme bedurfte, wie wären sie zu ihm geeilt! So seltsam unwissend Eines des Andern leben und leiden Menschen, die sich helfen

könnten und helfen würden, oft wenige Straßen, ja selbst nur wenige Häuser von einander! Unser liebster Freund stirbt, während wir im Theater applaudiren. Schlieben war mit aller seiner Freundschaft für Wendelin diesen Abend äußerst glücklich bei Lucien, Cäcilie hatte am nächsten Tage ohne die mindeste Besorgniß um den Reisenden ihr kleines Abschiedsdiner, an welchem auch das Brautpaar Theil nahm.

Von diesem Diner sagte Schlieben später: es sei so fein und feierlich vor sich gegangen, als wäre es durch blaßrosa Wachskerzen erleuchtet worden. Von der Traurigkeit des Baron Rüstow äußerte er: sie sei in zartem Lila erschienen. Cäcilie sollte die Huldigung dieser Trauer eingeathmet haben, wie den Duft irgend einer melancholischen Blume. Schlieben war eben übermüthig in seinem Glück. Die Wahrheit ist, daß der Baron sich äußerst taktvoll benahm. Er trug seine schmerzliche Empfindung weder zur Schau, noch maskirte er sie durch erzwungene gute Laune oder gespielte hochmüthige Gleichgültigkeit. Nie hatte er den beiden Mädchen so gut gefallen, wie an diesem letzten Abende. Cäcilien that es wirklich weh, ihn so niedergeschlagen zu sehen. Ihre liebenswürdigsten Aufmerksamkeiten als Wirthin waren für ihn, leider konnte er wenig Gebrauch davon machen, denn es war ihm fast unmöglich,

etwas zu essen. Nach Tische, als Lucie und Cäcilie musicirten, dispensirte er sich auch vom Sprechen und saß still in einer entfernten Ecke. Lucie flüsterte Cäcilien ein Mal zu: „Höre, ich habe gar nicht gedacht, daß solch' ein eleganter Norddeutscher so natürlich traurig sein könnte.“ Schlieben fragte die Freundin, während eines böhmischen Liedes, das Lucie sang: „Wer ist nun interessanter, der Baron, welcher seinen Schmerz graziös wie einen Flor um den Arm trägt, oder Wendelin, der seine Leidenschaft packt, wie Laokoon die Schlange, welche ihn umringelt?“

„Laokoon hat zwei Schlangen zu packen,“ antwortete Cäcilie ausweichend.

„Wendelin auch,“ entgegnete Schlieben, „eine, wenn ich nicht irre, sehr wenig geistige Liebe, und einen ganz gewaltigen deutschen Männerstolz. Wird er sie Beide erdrücken — was meinen Sie?“

Cäcilie antwortete nicht mehr, sie ging zu Lucien und küßte sie für das Lied, welches sie soeben beendet hatte.

Ernestine hatte sich während des Diners empfindlich schweigsam verhalten, gerade als wäre sie es, die einen Korb bekommen hätte, sagte Schlieben. Erst beim Thee wurde sie etwas liebenswürdiger und lebendiger. Cäcilie hatte sich für diesen Abend verläugnen lassen.

Ernestine und der Baron sollten bis zur Stunde der Abfahrt bei ihr bleiben, dann wollte Schlieben Beide auf die Eisenbahn begleiten, wo ihr Gepäck sich bereits befand. Er philosophirte jetzt darüber, daß sie sich so abgesperrt hatten um Abschied zu nehmen. „Es taugt Nichts," sagte er. „Der Abschied ist immer leichter in der Menge und in der Bewegung, als in der Ruhe und unter Wenigen."

„Besonders wenn er auf — lange ist," sagte der Baron. Er hatte eigentlich auf immer sagen wollen, Cäcilie fühlte es, wurde unruhig und stand auf, um etwas in ihrem Schreibzimmer zu holen.

Ohne einen Augenblick Besinnens folgte ihr Ernestine, zog sie mit sich bis an das entfernteste Ende des halbdunklen Zimmers und umfaßte sie mit beiden Armen. „Cilly," sagte sie dabei bittend, „noch ist's Zeit. Laß' ihn nicht fortreisen. Er liebt Dich weit mehr, als ich selbst geahnt habe. Dein Glück ist bei ihm, Cilly, laß' ihn nicht fort."

Cäcilie liebkoste der Freundin, sagte aber fest, wenn gleich sanft: „Es geht nicht, Erneste, ich lieb' ihn nicht, auch nicht im mindesten. Heute, wo er mir so leid thut, seh' ich es erst recht deutlich."

„Du wirst ihn lieben lernen."

„Nein, denn ich liebe einen Andern," Cäcilie sprach

das mit Entschlossenheit, wenn gleich nicht ohne Ueberwindung aus.

Ernestine fragte höhnisch: „Deinen Herrn Verleger?“

Cäcilie antwortete einfach und bestimmt: „Karl Wendelin — ja.“

„Ein romantischer Name!“ spottete Frau von Amstetter.

„Ein ehrenwerther in jedem Falle,“ entgegnete Cäcilie.

„Du wirst als Frau Buchhändlerin enorm an Deinem Platze sein.“

„Ich werde, will mich Wendelin, die Frau eines mir geistig und moralisch ebenbürtigen Mannes sein.“

„Wenn Herr Wendelin Dich will — ich bewundere Deine Bescheidenheit. Die hattest Du sonst nicht.“

„Da kannte ich auch Wendelin noch nicht.“

Wendelin hatte die Präsidentin gar nicht nach ihrem Werth zu schätzen gewußt. Sie trieb durch ihre Opposition seine Aktien über Pari. Ernestine fühlte das selbst und rief wüthend auf sich, erbittert auf Wendelin, ärgerlich wie noch nie auf Cäcilie: „Das ist ja ein wahrer Fanatismus!“

„Meinst Du?“ fragte Cäcilie.

„Ein Fetischismus, ein —“

„Wolltest Du nicht lieber innehalten? Du könntest mehr sagen, als Dir später lieb sein dürfte?“

„Ah, ich soll in Herrn Buchhändler Wendelin schon jetzt Deinen künftigen Herrn respektiren?“

„Den, welcher vielleicht mein Mann sein wird — ja, darum möchte ich Dich bitten.“

„Adieu;“ sagte Ernestine ganz kurz und ging auf die Salonthür zu.

Cäcilie ließ sie gehen, in der Mitte des Zimmers blieb Ernestine stehen, drehte sich um und sagte sentenciös: „Das ist das beklagenswerthe Resultat der Emancipation.“

„Daß man Buchhändler heirathet?“ erwiderte Cäcilie. „Sollte das unvermeidlich der Fall sein? dann würde ich die Buchhändler beklagen.“

Beide Damen kamen anders in den Salon zurück, als sie ihn verlassen hatten; vorher waren sie nur verstimmt gewesen, jetzt waren sie entzweit. Die drei Zurückgebliebenen sahen wohl, daß es einen Sturm gegeben haben müsse, ahnten auch theilweis weshalb. Dank Schliebens heldenmüthigen Anstrengungen ging die letzte Stunde nicht ganz ohne Gespräch vorüber, doch ergriff Ernestine den ersten Augenblick, wo man schicklicherweise auf den Bahnhof konnte, wenn man mit dem Neunuhrzug fortwollte. Auch der Baron athmete auf,

ihm war der ganze Abend äußerst peinigend gewesen. Sein Abschied von Cäcilien war so würdig wie sein ganzes Betragen: er sagte schlicht und bewegt: „Ich bitte Sie, mich nicht ganz zu vergessen."

Cäcilie antwortete: „Ich denke gern an edle Menschen." Von Ernestine empfing sie eine formelle Umarmung, die sie eben so formell erwiderte, dann blieb sie einen Augenblick mit Lucien allein, deren Wagen auch schon wartete.

Lucie nahm Cäciliens Hände, sah ihr in's Gesicht und sagte treuherzig: „Du hast etwas, worüber Du Dich ärgerst oder grämst. Wenn Du getröstet sein willst, wirst Du mir's sagen?"

„Hat Schlieben Dir noch nichts gesagt?"

„Kein Wort."

„Das ist brav. Da bleibt er also Mann, trotz seiner Liebe und Deiner Macht, d. h. er kann Dir die Geheimnisse seiner Freunde verschweigen. Sage ihm aber von mir, es sei nicht nöthig, daß er gegen Dich schweige, er solle Dir Alles sagen, und ich — ich lasse ihm sagen, daß ich — mich nicht bei Hofe vorstellen lassen werde."

„Wird er das verstehen?" fragte Lucie bedenklich und neugierig.

„Ja, er wird es sehr gut verstehen. Und noch eins, mein Herz, kommt die nächsten drei Tage nicht zu mir, ich will ein Mal für mich sein."

„Gut. Aber den vierten.“

„Da komm Du recht zeitig.“

Sie küßten sich zärtlich. Es war eine andere Umarmung als die zwischen Cäcilien und Ernestinen, welche das große Unrecht gehabt hatte, Karl Wendelin nicht als passende Partie für Cäcilie von Platen anzuerkennen.

Dreizehntes Capitel.

Ein eigenthümlicher Brautstand.

Cäcilie brachte den nächsten Tag einsam und in ruhigem Nachdenken zu. Ihr innerer Zustand klärte sich vor ihr auf, ihr Entschluß befestigte sich.

Gegen Abend wurde sie unruhig durch Erwartung Wendelins. Er konnte zurück sein und hatte ihr doch versprochen, gleich zu ihr zu kommen. Aber er kam nicht, auch keine Botschaft von ihm. Am nächsten Morgen wartete Cäcilie ebenso vergeblich. Ihre Unruhe wuchs bis zur Ungeduld, endlich überredete sie sich, es müsse irgend etwas vorgefallen sein und ging nach Tische entschlossen zu Mama Wendelin.

Sie fand die sonst so entschiedene und frische Frau in verzweifelnden Thränen. Karl war zurück. Wehrmann war unerbittlich gewesen, er hatte mit gerichtlichem Ver-

fahren gedroht. Das Geld mußte jetzt um jeden Preis geschafft werden. Cäcilie erfuhr nun, daß Wendelin während der ganzen verflossenen Monate die nöthigen Kapitalien, um Wehrmann auszuzahlen vergeblich gesucht hatte. Nur zehntausend Thaler hatte er Wehrmann mitnehmen können, er hatte auf einige Geduld, einige Bereitwilligkeit zum Aufschub gerechnet — umsonst — Wehrmann hatte keine Barmherzigkeit gekannt. „Der Mann ist wie rasend auf sein Geld gewesen," sagte Frau Wendelin entrüstet, „er hat Karl beleidigt, geschmäht, hat ihn unsolid genannt — meinen Sohn! Auch muß das Geld herbei, und sollt' ich Haus und Geschäft verkaufen. Was nachher aus uns wird, ist ganz einerlei, aber auf meines Sohnes gutem Namen darf kein Makel haften."

„Der soll auch rein bleiben," sagte Cäcilie bestimmt und klar, „und dabei werden gar keine Opfer nöthig sein. Beruhigen Sie sich, Mama, und sagen Sie mir, wo Ihr Sohn ist!" —

„In seinem Arbeitszimmer."

„Gut, auf Wiedersehen."

Sie gab der Frau, die vor Hoffnung zu zittern begann, den ersten Kuß, dann ging sie rasch und fest die Treppe hinunter, klopfte an der Thür des Arbeitszimmers und trat ein.

Wendelin schrieb. Als er Cäcilie erblickte, stand er langsam auf. Seine Ermüdung erlaubte ihm keine seiner gewöhnlichen raschen Bewegungen. Er sah schrecklich erschöpft und gleichsam von der Sorge verwüstet aus. Cäcilie ging zu ihm hin und nahm seine Hand, die sie drückte und dann wieder losließ. Darauf sprach sie erregt aber ohne Scheu oder Zögern: „Ihre Mutter hat mir Alles gesagt. Das hätten Sie thun sollen, Wendelin. Gott sei Dank, daß es noch nicht zu spät ist. Ich habe mehr als Sie brauchen in Papieren da liegen. Wollen Sie es nicht endlich von mir nehmen?“ Ihre schöne, junge Liebe sah so leuchtend aus ihren Augen, daß alle Entschlüsse Wendelins wie vor siegenden Strahlen zerrannen.

„Ich könnte nur nehmen was mein wäre,“ sagte er leise.

„Nun,“ fragte Cäcilie weich, „haben Sie mich denn so wenig lieb, daß Sie mich nicht ein Mal als Zugabe zu meinem Gelde wollen?“

Er nahm ihre Hand, küßte sie und sagte: „Ich nehme es an,“ dann ging er sich auf das Sopha setzen und fragte: „Wollen Sie klingeln und mir ein Glas Wasser bringen lassen?“ —

„Fehlt Ihnen etwas,“ fragte sie, besorgt zu ihm kommend.

„Nein, aber kann man denn nicht ein Glas Wasser trinken wollen?"

Cäcilie ging ängstlich hinaus. Frau Wendelin stand zitternd und lauschend auf der Treppe. „Liebes Fräulein, Kind, was ist's?" rief sie mit angstvoll gefalteten Händen.

Cäcilie fand die Ruhe zu lächeln: „Blos ein Glas Wasser für Herrn Wendelin." — Frau Wendelin erschrak dermaßen, daß man wirklich hätte glauben mögen, Wendelin sei für gewöhnlich wasserscheu. Das Mädchen wurde gerufen, das Wasser kam glücklich, hinterdrein Frau Wendelin mit einem Kram von Riechfläschchen, Essenzen u. s. w.

Wendelin wehrte alles lächelnd ab. „Ich bin wirklich nicht in einem Zustande, um es nöthig zu haben. Die Mutter verliert doch immer gleich den Kopf — man sollte es gar nicht denken." Das Mädchen wurde mit der „Apotheke" beladen und hinausgesandt. Dann sagte Wendelin zu seiner Mutter, indem er auf Cäcilie zeigte: „Weißt Du, daß sie uns rettet und daß sie Deine Tochter wird?"

Frau Wendelin freute sich eben so laut wie das Brautpaar sein neues Verhältniß still begann und annahm. Es war eine eigenthümliche, um so zu sagen geschäftsmäßige Verlobung, und das bei einer gewalt-

samen, wenn auch bisher unterdrückten Leidenschaft von Seiten des Mannes, und einer tiefen, ächten Neigung von Seiten des Mädchens. Die Verhältnisse brachten es so mit sich, Cäcilie begehrte es auch nicht anders, statt von Liebe sprach sie mit Wendelin von Renten-Briefen. Als er ein Mal bitter sagte: „Es ist wirklich so gut als wären wir nicht verlobt;“ da antwortete sie lächelnd: „Wenn Sie erst frei von Sorgen sind, dann will ich mein Theil an Ihnen fordern, und — wir wollen glücklich sein.“

Obgleich unabhängig, hatte Cäcilie doch vor Allem an ihre Eltern geschrieben. Die Briefe, welche sie zurück empfing, waren nicht eben erfreulich, die Einwilligung wurde nicht geradezu verweigert, aber doch so wider Willen gegeben, daß für Wendelin eine starke Ueberwindung dazu gehörte, sie anzunehmen. Cäcilie, welche ihm auf seine Bitte die unerfreulichen Blätter nicht vorenthalten hatte, mußte eine dem Verlobten bisher noch ungewohnte Innigkeit anwenden, um ihm über diesen Eindruck hinwegzuhelfen, der ihn um so peinlicher ergriff, da Wendelin noch immer gegen den Krankheitszustand kämpfte, welcher ihn schon seit Wochen daniederzuwerfen drohte. Der Zoll, welchen jeder Mensch früher oder später an die Krankheit zahlen muß, schien jetzt von ihm gefordert werden zu sollen. Einige Tage

nach Neujahr erlag er. Wehrmann war abgethan, das Geschäft wieder im besten Gange, Cäcilie erwartete von den nächsten Monaten ein schönes Entfalten ihrer seltsam entstandenen Liebe, da wurde ihr die Nachricht gebracht, daß Wendelin seit dem Abend vorher von heftigem Fieber ergriffen sei. Sie fuhr sogleich zu ihm; unter ihren genaueren Freunden, war die Verlobung jetzt bekannt; wäre sie es nicht gewesen, würde Cäcilie sie erklärt haben, um zum Verlobten zu dürfen. Er hatte sie erwartet und empfing sie mit zärtlicher Freude, aber nicht um sie als seine persönliche Pflegerin anzunehmen, sondern um ihr die Leitung des Geschäftes zu übergeben. „Thun Sie das für mich, so thun Sie das Meiste,“ sagte er aufgeregt, „ich habe zu Niemand solches Zutrauen wie zu Ihnen — kann ich gesund werden, so ist es, wenn ich unsere Angelegenheiten sicher in Ihren Händen weiß.“ Cäcilie versprach, was er wollte, sie war still und gefaßt, obgleich sie die Gefahr schon jetzt beim Beginnen des Uebels einsah. Es war eines jener gastrisch-nervösen Fieber, welche nachgiebige Naturen nur darniederlegen, energische aber, die sich noch dazu lange gesträubt haben, daniederschmettern. Die Schlaflosigkeit, die völlige Unfähigkeit etwas zu genießen, das permanente Fiebern, welches sich täglich zu heftigeren Anfällen steigerte, Alles bezeichnete den Zustand als einen, der selbst in

einer so kräftigen und geschonten Constitution wie die Wendelins bis zum Entwurzeln rütteln konnte. Wendelin rang selbst nun er danieder lag, entschlossen gegen seine Krankheit, er wollte nicht sterben, er fürchtete sich auch wiederum nicht, er hatte weiter die Geduld, diese mächtigste Bundesgenossin in dem Kampfe gegen die Uebel des Lebens, mögen sie nun physisch oder psychisch sein. Aber allmählich begann er doch seinen Zustand als bedenklich anzuerkennen und sich da er fast immer sein volles Bewußtsein hatte, auf das Unvermeidliche vorzubereiten.

„Das Krankenzimmer ist eine Betkapelle," sagt ein altenglisches Sprüchwort. Bei Wendelin wurd' es wahr. Stets religiös gewesen, ohne je bigott zu sein, bedurfte es zur Frömmigkeit nicht der Todesangst. Er betete nicht mehr und nicht dringender, als in gesunden Tagen, er betete nur um andere Gnaden: um Ergebung und Muth für sich, um Ergebung und Trost für die Frauen, die er zurückließ. Er wollte das Opfer, welches er äußerlich gezwungen bringen mußte, auch innerlich freiwillig bringen. Leicht ward es ihm nicht; das Leben, welches er stets nach seinem Werth zu schätzen wußte, hatte für ihn seit seiner Verlobung einen doppelten gewonnen. Cäcilie hatte sich ihm als Braut so verständig, so tüchig, so einfach, so über alles kleinlich Weibliche hin-

aus gezeigt, daß er sich vorwarf, sie nie genug anerkannt und geschätzt zu haben, und seine Leidenschaft sich allmählich durch eine innige Verehrung erhob und veredelte. Gleich Cäcilien hatte er in den nächsten Monaten ein immer mehr sich kräftigendes und klarer offenbarendes Glück erwartet, und jetzt sollte er Allem entsagen, der Zukunft, der Liebe, dem Leben, der Thätigkeit. Es war bitter, aber Wendelin nahm den Kelch mit dem bittern Tranke geduldig hin und leerte ihn bis auf die Neige. Wenn je ein wohlangewandtes Leben seine Frucht trägt, so ist es Angesichts des Todes.

Wendelin hatte diesen letzten und schwersten Streit, den, in welchem die irdische Hoffnung überwunden werden muß, still, für sich allein durchgekämpft. Erst wenn er fertig sein würde, wollte er reden und zwar gleich mit Cäcilien. Von seiner Mutter konnte er nicht Fassung genug erwarten, sie that Nichts als weinen und jammern. Die sonst so rührige, praktische Frau war an dem Krankenbett des Sohnes, überhaupt während dieser ganzen Zeit, noch mehr als unnütz, sie schadete dem Kranken geradezu. Der Arzt hielt sie daher so viel wie möglich von ihm zurück, und einige Kaffee-Freundinnen, gute, thränenreiche Seelen, zeigten sich zum ersten Male brauchbar, indem sie der verzagten Mutter ohne Ende klagen und weinen halfen und sie

dadurch einigermaßen beschäftigten. Cäcilie erschien immer nur zu bestimmten Stunden bei Wendelin, um ihn nicht durch fortwährende Erwartung aufzuregen. Zum ersten Mal, des Morgens, wenn sie von Zuhause kam, vor dem Essen, in der Dunkelstunde und endlich noch ein Mal bevor sie fortfuhr. Den Tag über war sie im Arbeitszimmer ihres Verlobten und führte das Geschäft, nach den Versicherungen des ganzen Personals, „wie ein alter Buchhändler." Wie bekannt ist nach Neujahr im Buchhandel am meisten zu thun, weil die Rechnungen abgeschlossen werden. Cäcilie hatte also keine geringe Arbeit zu bewältigen, und zwar mußte sie es, während ihr das Herz bis zum Zerspringen weh that. Aber sie wollte das Zutrauen des armen Kranken rechtfertigen, sie wollte ihm an jedem Abend einige Worte sagen können, welche ihm bewiesen, daß die Geschäfte nicht mit ihm zugleich daniederlägen. Wendelin dankte ihr dafür jedes Mal mit dem liebevollsten Blick, und der Arzt sagte mehrmals zu ihr: „Die kurzen Geschäftsnotizen, welche Sie ihm so klar und bündig mittheilen, sind seine beste Medicin."

Der eigentliche Krankenwärter war Schlieben. Unempfindlich gegen Ansteckung, brachte er Anfangs die meisten, später, als die Krankheit bedenklich wurde, alle

Nächte auf einem eisernen Feldbett in Wendelins Zimmer zu, und nie verschlief er eine Stunde, wo Arznei gereicht werden mußte, noch entging ihm je selbst der leiseste Ruf des Kranken. Seit er gewiß war, daß Cäcilie Wendelin liebe, galt dieser ihm noch um so viel mehr, und öfter als ein Mal, hörte man ihn heftig erklären, daß er sich eher mit dem alten Tode duelliren, als ihm erlauben werde, Wendelin, diesen prächtigen Menschen, und vor Allem diesen unersetzlichen Verleger hinweg zu tragen.

Wendelin wußte um diesen liebevollen Eigensinn Schliebens. Hans hatte im Nebenzimmer leise zu reden gemeint, aber Wendelin mit dem geschärften Gehör des Kranken seine Worte doch vernommen. So wollte er denn auch dem Freunde die Qual ersparen, von seinem möglichen Tode mit ihm zu reden. Cäcilien konnte er es nicht ersparen; denen, welche wir am meisten lieben, müssen wir ja immer das Schwerste auferlegen. Wendelin wählte einen Abend, wo seine Mutter beschäftigt und Hans bei Lucien war, um Cäcilie zu bitten, daß sie sich, im Fall er seinen Verpflichtungen nicht länger gerecht werden könne, seiner Mutter und seines Hauses annehmen möge. Cäcilie antwortete mit der Fassung, welche an dem Krankenbette eines geliebten Menschen

der höchste Beweis des Muthes und der Liebe ist: „Ich werde das Haus selbst übernehmen — Sie können ruhig sein: es soll Niemand leiden und verlieren als wir."

„So viel darf ich nicht verlangen," sprach Wendelin leise, „es wäre Ihr ganzes Leben."

„So mein' ich's," entgegnete sie ruhig. „Wenn ich nicht Cäcilie Wendelin werde, bleibe ich wie ich bin, und da hätte ich ja nichts Besseres zu thun, als in Ihrem Sinne fortzuwirken."

Mit einem matten, aber unsäglich dankbaren Blicke streckte Wendelin seine abgezehrte Hand nach ihr aus. „Sie wissen, obwohl ich es Ihnen noch nie gesagt habe, daß ich Sie wie mit tausend Seelen geliebt habe?"

„Ich weiß es," erwiderte Cäcilie, „und eben weil Sie mich so geliebt haben, will ich mich von keinem Andern mehr lieben lassen. Ein Mal, ist bei mir auf immer. Das wäre also abgemacht," schloß sie, „und Sorge um Haus und Mutter darf Sie für später ebenso wenig beunruhigen wie jetzt." Sie führte seine brennende Hand an ihre zitternden Lippen, dann stand sie auf, weil sie draußen Hans hörte, beugte sich über den Kranken, küßte ihn auf die Stirn — es war zum ersten

Male — und sagte: „Und nun versuchen Sie zu schlafen und lassen Sie Schlieben für Sie wachen und mich für Sie arbeiten.“

Sie ließ ihn selig zurück, zugleich aber so aufgeregt, daß die Nacht sehr schlimm wurde. Noch schlimmer war die nächste, und in der dritten fürchtete der Arzt Alles. Wendelin war jetzt entschieden bewußtlos und so geschwächt, daß, wenn das Fieber nicht nachließ, er nicht mehr erhalten werden konnte. Cäcilie bestand darauf, diese Nacht zu wachen, Schlieben hielt es nach einigen Stunden nicht mehr aus und stürzte fort. Frau Wendelin war schon am Tage krank vom Weinen zu Bett gebracht und mit Freundinnen umgeben worden. Im ganzen Hause war die höchste, schmerzlichste Spannung, man sah erst jetzt, wie Wendelin von allen näheren Bekannten geliebt und im Allgemeinen geschätzt wurde; die Redaction wurde nicht leer von Schriftstellern und Collegen, die nach ihm fragen kamen, und von Dienern, welche Erkundigungen einziehen sollten. Gräfin Kronegk schickte täglich, Guntram kam oft zwei Mal am Tage, Katharina hatte mit ihren Schwestern Cäcilie besucht, von Fräulein d'Elmar und hauptsächlich von Lucien verstand sich das von selbst. Der gute Dr. Grant stieg wo möglich jede Stunde hinauf, um am Krankenzimmer

zu horchen, diese Nacht hatte er sich entschieden geweigert, das Haus zu verlassen, er wollte unten wachen, wie Cäcilie oben wachte.

Der Morgen fing an zu grauen, da hörte er auf der Treppe ein leises Herabkommen. Das mußte Fräulein Cäcilie sein, Sie machte leise die Thür auf und kam mit feierlicher, gehobener Haltung herein; ihr Gesicht leuchtete, so bleich es auch war. Dr. Grant war aufgestanden, wagte aber nicht ihr entgegen zu treten oder zu fragen. Sie sagte mit zurückgehaltener Stimme: „Er schläft."

„Da wird er ja" — sprach Dr. Grant zögernd, „besser werden?"

„Ja;" antwortete sie.

„Gott sei Dank!" seufzte der wackere Mann und faltete unwillkürlich die Hände.

In diesem Augenblick erschien Schlieben verstört und angstvoll an der Thür. Dr. Grant sah ihn zuerst und rief ihm freudig zu: „Besser, Herr Graf!"

„Besser?" rief Hans und eilte in's Zimmer. Cäcilie wandte sich zu ihm und nickte ihm bestätigend zu. Da jauchzte er auf: „Cäcilie! Meine Cäcilie! Unsere Cäcilie! Unsere heilige Cäcilie!" und mit mächtiger Freude um-

faßte und küßte er sie jubelnd, und von seinen Armen gehalten weinte sie an seiner Brust die ersten Thränen in dieser langen, schweren Zeit, zum Glück Freudethränen.

Vierzehntes Capitel.

Noch ein Mal am Rheinufer.

Es war wieder die Weinduftzeit am Rhein, ganz wie vor drei Jahren an jenem Abend, wo Cäcilie der Freundin erklärte, sie würde das Rheinschloß verlassen und in die Welt ziehen. Nun war sie wieder heim, und alle ihre Emancipationspläne waren glücklich darauf hinausgelaufen, „was andere Mädchen hübsch ruhig zu Hause erwarten und auch kriegen," bemerkte Frau von Amstetter, die denn auch wieder da und mit Cäcilien wieder versöhnt war, da es ihr „gar zu schwer fiel, mit dem heillosen Mädchen zu grollen."

Cäcilie antwortete auf die Neckerei der Freundin nur mit einem Lächeln. Sie stritt sich jetzt überhaupt nicht, sie war „gutes Kind," sanft, nachgiebig, selbst gegen die Mutter, mit einem Worte, glücklich in der

Erwartung ihres Verlobten, der an diesem Nachmittag ankommen sollte.

Außer Ernestine und Cäcilien befanden sich auch Schlieben und Lucie an dem kleinen Landungsplatz, welcher unfern der Platenschen Besitzung lag. Er war bei Regenwetter etwas allzu primitiv, indem er nur ein Binsendach auf Holzstangen zum Schutz darbot, aber bei klarem Himmel wie an diesem Tage war es eine Freude, hier zu warten. Lucie sagte auch: „Heute sieht man es wieder ein Mal recht, wie schön es am Rhein Abend werden kann.“ Lucie und Schlieben machten hier auf dem Platenschen Rheinschlößchen die erste Station ihrer Hochzeitsreise. Cäcilie hatte sie im Frühling nach Böhmen begleitet, und dort ihrer Hochzeit beigewohnt, sie waren mit ihr an den Rhein gekommen und wollten sie am nächsten Tage trauen sehen. Denn schon am nächsten Tage sollte die Trauung stattfinden. Wendelin wollte sich seinen Schwiegereltern eben nur vorstellen lassen, und dann nach vierundzwanzig Stunden seine Frau rheinauf in die Schweiz entführen, während Schliebens rheinab nach Belgien und von dort nach Paris wollten. So war die Sache zwischen Cäcilie und Wendelin schriftlich mit der vollkommenen Offenheit verabredet worden, welche das Brautpaar sich gegenseitig gelobt hatte und gewissenhaft ausführte. Am Ende — warum hätte Cäcilie ihrem Verlobten einreden sollen,

daß ihren Eltern, ihrer Mutter vornehmlich, die Verbindung mit ihm angenehm sei? Er wäre ja doch enttäuscht worden, sobald er gekommen wäre. Jetzt erwartete er Nichts, als die gewöhnliche Höflichkeit, und die glaubte Cäcilie ihm auf vierundzwanzig Stunden zusichern zu können, selbst von Seite ihrer Mutter.

Wie Alles, was erwartet wird, kam das specielle Dampfschiff, welches den Bräutigam zur Braut bringen sollte, gerade am spätesten von allen, die am Nachmittage stromab fuhren, denn Wendelin kam den Rhein herab, er hatte in Frankfurt ein Geschäft gehabt. So blickten denn die Erwartenden aufwärts, wo der Rhein dem Weinlicht und dem Birkengebüsch am abschüssigen Ufer einen dämmernd und webend blauen Grund lieh. In gleichem Blau trugen die östlichen Hügel ihre Ruinen und Kirchen. Der Rhein hatte eine seiner südlichen Stunden. Kähne, von Knaben gerudert, belebten ihn, und jetzt, ja, jetzt wehte jenseits der Bergecke die Rauchfahne des erwarteten Dampfers, jetzt bog er aus dem verborgenen in das sichtbare Fahrwasser ein, jetzt rauschte er heran, der sinkenden Sonne und der harrenden Braut entgegen, und jetzt hielt er dem Ladungsplatz gegenüber eine Minute an, in den Kahn, der ihm entgegen gefahren war, stieg rasch ein großer brünetter Mann, einiges kleine Gepäck wurde vom Dampfer aus

einem der Fährleute hinabgereicht, der Dampfer rauschte weiter, der kleine Kahn tanzte in der starken Welle, und fuhr darauf schnell und geradezu an's Ufer. Wendelin sprang heraus. Cäcilie ging ihm entgegen, ihre Blicke tauchten, ihre Hände schloßen sich in einander.

Dann kamen sie zu den Uebrigen, welche discret zurückgeblieben waren, und Wendelin begrüßte mit Herzlichkeit und Heiterkeit Schlieben und Lucie. Mit Frau von Amstetter wechselte er einen Gruß und ein bedeutungsvolles Lächeln. „Sie sehen, Herr Wendelin!" sagte die Präsidentin, den rechten Zeigefinger leicht erhebend.

„Aber Sie wissen auch, gnädige Frau," antwortete Wendelin.

„Ja, ich weiß," entgegnete sie und besah ihn prüfend. Er gefiel ihr jetzt weit mehr, als im Winter. Auch sah er wirklich viel besser aus, hauptsächlich viel liebenswürdiger. Keine Falte mehr zwischen den Augenbrauen, keinen resoluten Trotz mehr in den Augen, diese nicht mehr düster, nur noch dunkel, auf den scharf und feingeschnittenen Lippen anstatt des sarkastischen, ein glückliches Lächeln, die steife Haltung geschmeidigt, die Bewegung lebendiger, die Art verbindlicher — Schlieben rief bewundernd aus: „Wendelin, Du bist schön geworden!" Seit Schlieben Wendelin's Pfleger gewesen war, nannten sie sich Du.

Wendelin antwortete, mit einer Wendung zu Cäcilien: „Das ist die Fee, die mich verschönert hat."

„Der galant?" dachte Frau von Amstetter, „das ist wirklich Hexerei."

Cäcilie hatte die Schmeichelei ihres Verlobten nur durch ein Lächeln erwidert, jetzt sagte sie: „Ihr Koffer ist schon vor vier Tagen angekommen."

„Das ist mir lieb, denn ich war doch nicht ohne einige Unruhe wegen meiner Toilette für morgen," antwortete Wendelin. „Uebrigens tausend Grüße von der Mutter und hier ein Briefchen von Hofrath Stamm, welcher an mich gekommen ist."

Cäcilie erbrach es und las. „Er wünscht, der liebe alte Hofrath, er möchte mit seiner Gratulation nicht eben so zu spät kommen, wie damals mit seinem guten Rath. Nun, darüber kann ich ihn beruhigen."

„Wann hattest Du ihn denn um Rath gefragt?" warf die Präsidentin nachlässig hin.

„Am Tage bevor Du abreistest."

„Ach! wegen —"

„Ja."

„Und wann kam sein Rath?"

„Zu einer sehr traurigen Zeit; als Wendelin so krank war. Da hatt' ich nicht den Muth, seinen Brief zu lesen, später that ich's und schrieb ihm."

„Wissen Sie, daß Baron Rüstow katholisch geworden ist und in ein französisches Kloster geht?“ fragte Lucie.

„Ich hört' es, und es that mir leid,“ antwortete Wendelin.

„Warum?“ fragte die junge Gräfin. „Das paßt für ihn; ich bin überzeugt, er wird sehr glücklich sein.“

Unter diesen Reden waren sie an das Gitterthor gekommen, welches zu dem Schlößchen führte. Cäcilie sagte: „Geben Sie mir die Hand, Wendelin, ich will Sie jetzt zu meinen Eltern bringen.“ Beide waren im Garten, Herr von Platen gutmüthig, Frau von Platen unangenehm auf ihren unbekannten Schwiegersohn gespannt. Wendelin ließ sich ihnen mit so einfacher männlicher Haltung, mit so viel Artigkeit und Würde zugleich vorstellen, daß Frau von Platen ihn nicht anders als sehr verbindlich zu begrüßen wagte, während Herr von Platen ihm herzlich die Hand schüttelte und dann seiner Tochter hörbar in's Ohr flüsterte: „Höre, Dein Bräutigam gefällt mir sehr, es scheint ein netter, lieber Mensch.“

„Wollen Sie nicht ein Glas Wein? Guten rothen. Ich habe vortrefflichen,“ sagte er darauf zu Wendelin.

„Ich kenne ihren Rothwein, Herr von Platen,“ entgegnete dieser, „wir haben mehr als einmal Ihre

Gesundheit darin getrunken, aber außer den Mahlzeiten trink ich nie Wein."

„Wohl dann beim Abendessen. Wann ist's denn?"

„Wie immer — um neun," antwortete Frau von Platen, „wenn nicht etwa Herr Wendelin hungrig ist?" Wendelin versicherte das Gegentheil, Cäcilie fing an, ihm einige Erdbeeren zu pflücken, er nahm und aß sie dankend, dabei verloren die Verlobten sich langsam in den Gängen des Gartens, und bald sah man sie den Weinbergsweg emporsteigen, der zu dem alten Thurm hinaufführte.

Der Mauerpfeffer blühte in schneeigen Maßen auf und an den Steinmauern. Mohnblumen flammten, süße weiße Winden dufteten allenthalben, d. h. wenn man sie pflückte. Sonst verschwand ihr schwaches Aroma in dem mächtigen Balsam, mit welchem die Weinblüte die Luft erfüllte. Wendelin athmete heiß und schnell. Die warme durchwürzte Luft drang ihm zugleich mit der so lang entbehrten Nähe der Geliebten zum Herzen. Schwindelnd von seliger Betäubung war er zerstreut und daher ungeschickt beim Steigen, Cäcilie hielt ihn einige Male beim Gleiten an der Hand fest. Er beugte seinen Kopf tief herab, um ihre Hand zu küssen, und sagte: „Es ist nicht das erste Mal, daß Ihre Hand mich aufrecht hält."

Cäcilie drückte ihm die Hand, er fuhr fort: „Gewiß, tiefer hat noch keinen Mann die Lehre durchdrungen, daß er nicht allein stark ist, daß nicht er allein immer schützen und stützen kann. Cäcilie, meine Krankheit war ein offenbarer Segen Gottes."

„Alles, was wir recht empfangen und anwenden ist ein Segen Gottes," erwiderte Cäcilie sanft, „aber glauben Sie nicht, daß Sie auch mit Gesundheit Ihren gar zu großen Männerstolz allmählich gegen eine größere Liebe aufgegeben hätten?"

„Nein," entgegnete er bestimmt, „ich würde, hätte ich nicht ein Mal wirklich hilflos und schwach dagelegen, mich immer in meiner Kraft überhoben und gedacht haben, die hätte nur ich so. Nein, jene Wochen des Leidens und dann die Monate der Genesung wären in ihrer Heilsamkeit durch Nichts zu ersetzen gewesen."

Sie stiegen wieder einige Minuten, dann sprach Cäcilie: „Wissen Sie, von wem ich kürzlich auch einen Brief erhalten habe? Von der Dalton."

„Was wollte sie denn wieder?" fragte Wendelin.

„Mir Glück zu Ihnen wünschen und Ihnen zu mir. Sie meint, wir wären für einander geschaffen, um gemeinsam Gutes zu thun. Ich habe den Brief aufgehoben, Sie sollen ihn lesen. Es ist eine eigene Epistel, eigen wie die Schreiberin."

„Welchen Eindruck macht sie denn jetzt?"

„Ich glaube, sie wird ohne große Bekehrung allmählich vernünftig werden."

„Wohl. Wenn auch die Vernunft Nichts an ihr gewinnt, so gewinnt sie doch viel an der Vernunft, und das wollen wir ihr immerhin gönnen."

„Erinnern Sie sich noch, wie ihr damaliger Brief Sie gegen mich in Harnisch gebracht hatte, als Sie mir den ersten Besuch machten?"

„Nur zu gut, und doch legten Sie bei jenem ersten Besuche schon einige Fingerspitzen als Symbol der spätern Besitznahme auf mein Herz. Ich ging gar zu humanisirt von Ihnen fort." — Cäcilie lachte und sagte: „Also wird Deutschland mir in Ihnen einen wahrhaft humanen Verleger zu danken haben."

Sie waren jetzt oben an dem schönen, starken, alten Thurme. Solche epheubezogene Ruinen inmitten weicher, grüner Weinlaubwellen giebt es wohl nur am Rhein. Cäcilie führte ihren Verlobten zu einer Zweigbank, welche am Fuße des braunen Gemäuers stand. Sie ließen sich nieder, und Cäcilie sagte scherzend: „Hier war es, wo ich ein Mal einen Seraph zur Industrie bekehren wollte."

„Und wo der Seraph nicht industriell werden mochte," fügte Wendelin hinzu. „Gott lohne es dem Seraph!"

Lange saßen sie hier, Wendelin den Arm um Cäciliens Schulter, Cäcilie den Kopf an die seinige gelegt. Das Abendroth verglimmte allmählich, die Lichter aus den Uferdörfern, aus den Berghäusern, auf den Kähnen begannen zu leuchten, die Glut aus den Kalköfen wurde sichtbar. Da standen sie endlich auf, um nach dem Rheinschloß hinabzugehen.

Ende.

